

lvb inform

Zeitschrift des Lehrerinnen- und Lehrervereins Baselland

«Die Pädagogik der Privilegierten und die Sprache der Bildung»

Referat von Prof. Dr. Roland Reichenbach
an der LVB-DV vom 26. März 2025

Erfolgsrechnung, Bilanz und Budget

Die wichtigsten Zahlen des
LVB-Geschäftsjahres

Anhaltende Lese- und Sprach- krise im Klassenzimmer

Warum die ÜGK-Ergebnisse
alarmierend sind

Die Fremdsprachen- didaktik auf Abwegen

Ein sich als modern
verstehendes Fiasko

Editorial

Ohne elterliche Sorge viele schulische Sorgen

Liebe Leserin
Lieber Leser

Es scheint ein Naturgesetz zu sein: Immer wenn ein gesellschaftliches Problem auftaucht, folgt der Ruf nach einem neuen Schulfach – und treibt damit unser «Job-Enrichment» ungebremst in die Höhe. Lehrpersonen sind heute nicht nur Unterrichtende, sondern zugleich Kulturvermittler, Präventionsbeauftragte, Eventmanagerinnen, Social-Media-Experten, KI-Cracks, Stilberaterinnen, Hobbypsychologen, Mentorinnen, (Familien-)Therapeuten, Coaches, Berufsberaterinnen, Polizisten und Finanzberaterinnen. Die Liste liesse sich beliebig erweitern.

Trotz der noblen Aufgabe, Schülerinnen und Schülern auch Finanzkompetenz zu vermitteln, waren Ende Januar 2025 rund 11'000 junge Erwachsene im Alter zwischen 18 und 24 Jahren verschuldet. Die Ursachen für die Schuldenfalle sind vielschichtig: Beeinflussung des Kaufverhaltens durch Social Media, unreflektiertes Online-Shopping, lasche Bonitätsprüfungen bei Ratenzahlung sowie bargeldloses und damit unsichtbares Geldausgeben.

Die Vermittlung eines verantwortungsvollen Umgangs mit Geld liegt in erster Linie bei den Eltern – und die elterliche Sorge ganz allgemein ist im Zivilgesetzbuch verankert. In ihrer Vorbildfunktion thematisieren Eltern etwa das Haushaltsbudget oder wohlüberlegte Kaufentscheidungen. Sie entscheiden, ob sie ihren Kindern teure Markenkleidung kaufen oder ob jüngere Geschwister auch einmal Kleider der älteren übernehmen. Ihre Einstellung trägt massgeblich dazu bei, ob sich ihr Kind auch über ein Occasion-Bike mit ein paar Kratzern freut. Die Eltern treffen Vereinbarungen und nutzen sinnvolle Konzepte wie beispielsweise den Jugendlohn,

um ihren Kindern den Wert von Geld bewusst zu machen.

Am jährlichen Zukunftstag schickt der Kanton Baselland alle Achtklässlerinnen und -klässler u.a. in einen Familienhaushalt. Die Jugendlichen sollen «unbezahlte Arbeit hautnah erleben». Wenn aber 14-Jährige noch nicht wissen, welche Arbeiten täglich im Haushalt anfallen, ist in der Erziehung Grundlegendes versäumt worden. Klassenlager zeigen: Während manche Jugendliche noch nie einen Besen in der Hand gehalten haben oder nicht in der Lage sind, einen Geschirrspüler einzuräumen, arbeiten andere selbstständig, geschickt und gewissenhaft mit – weil sie es zu Hause gelernt haben, weil sie es können, weil der Einsatz für die Gemeinschaft für sie selbstverständlich ist. Ein obligatorischer Haushaltstag – der einzige in neun Schuljahren! – mag gut gemeint sein, verfehlt die beabsichtigte Wirkung aber in zweifacher Hinsicht: Er bringt keinen Erkenntnisgewinn für Engagierte und keinen nachhaltigen Lerneffekt für Verwöhnte.

Aktuelle Studien belegen, dass die psychische Gesundheit der jungen Generation angeschlagen ist. Depressive Symptome, Angststörungen, Stress sowie emotionale Erschöpfung gehören zu den häufigsten Formen der Belastungen. Neben globalen Krisen, Leistungsdruck und Unsicherheiten bei der Berufsfindung beeinträchtigt auch die intensive Nutzung von Smartphones das Wohlbefinden der Heranwachsenden. Reizüberflutung führt zu Konzentrationsstörungen, exzessiver Social-Media-Konsum fördert negative Selbstbilder. Zahlreiche Schulen haben mittlerweile handyfreie Zonen eingeführt – mit gutem Grund. Schülerinnen und Schüler, die sich in den Pausen auf Netflix und in den (a)sozialen Medien tummeln oder «durchgamen», erscheinen in einem anderen mentalen Zustand zu-

rück im Unterricht als solche, die sich bewegen, sich austauschen oder unter einem Baum ein Znüni geniessen. Die Rückmeldungen sind durchwegs positiv.

In einer Klassendebatte zum Umgang mit dem Handy brachte eine Achtklässlerin die Problematik auf den Punkt: «Wenn es einem zu Hause langweilig wird, braucht es einen kreativen Effort, um die Langeweile zu überwinden. Hätte ich als Primarschülerin schon ein Handy gehabt, wäre mir das kaum gelungen.» Ein schönes Lob an ihre Eltern, die sich ihrer Verantwortung bewusst waren und daheim für ein gesundheitsförderndes Medienkonzept sorgten – geduldig, verständnisvoll und beharrlich. Das alles gelang resp. gelingt ganz ohne zusätzliches Job-Enrichment der Lehrpersonen in Form eines neuen Fachs namens «Glück».

Dr. Richard Harris, Höhlentaucher und Australier des Jahres, der 2018 bei einer Rettungsaktion thailändischen Fussballjunioren das Leben gerettet hat, ruft in seinen Interviews Eltern dazu auf, ihre Kinder nicht zu Bildschirmnutzern, sondern zu Abenteurern und guten Risikomanagern zu erziehen. In der heutigen risikoscheuen Gesellschaft sei es umso wichtiger, Kindern regelmässig Outdoor-Aktivitäten zu ermöglichen. Denn Abenteuer in der freien Natur stärken sowohl das körperliche als auch das geistige Wohlbefinden. So lernen Kinder, ihre Grenzen auszuloten, Ängste zu überwinden, Selbstvertrauen zu gewinnen und Resilienz aufzubauen. Als Lehrer und Vater teile ich Dr. Harris' Überzeugung: «My message is very simple. Time is short, get amongst it – and take your kids with you!» «Die Zeit ist knapp, stürzen Sie sich hinein – und nehmen Sie Ihre Kinder mit!»

Philipp Loretz
Präsident LVB



Inhalt

- | | |
|--|---|
| <p>2 Editorial
Ohne elterliche Sorge viele schulische Sorgen
von Philipp Loretz</p> <p>4 LVB-Jahresrechnung 2024/2025</p> <p>7 Erläuterungen zur Jahresrechnung 2024/25, zum Budget 2025/26 und den Mitgliederbeiträgen
von Benjamin Hänni</p> <p>9 Alles, was (nicht) recht ist
Fragen und Antworten zum revidierten Berufsauftrag (Teil 1)
von Isabella Oser</p> <p>10 Protokoll der DV vom 26. März 2025
von Roger von Wartburg</p> <p>14 «Die Pädagogik der Privilegierten und die Sprache der Bildung»
Referat von Prof. Dr. Roland Reichenbach
von Roger von Wartburg</p> <p>24 Lichtblick
Lenny gibt nicht auf
von Roger von Wartburg</p> <p>26 Anhaltende Lese- und Sprachkrise im Klassenzimmer
Warum die ÜGK-Ergebnisse alarmierend sind
von Benjamin Hänni und Roger von Wartburg</p> | <p>31 Perlenfischen
von Roger von Wartburg</p> <p>32 Die Fremdsprachendidaktik auf Abwegen
Ein sich als modern verstehendes Fiasko
von Felix Schmutz</p> <p>34 Spitalzusatzversicherung
Freie Wahl und Komfort nach Mass
Gastbeitrag von Visana</p> <p>35 Partnerschaft Schule – Wirtschaft
Berufslehre im Fokus: Berufsbildungs-Dossiers für den Unterricht
von Elea Werdenberg</p> <p>36 LVB-Forum</p> <p>38 Dem Lehrpersonenmangel auf der Spur
Interview mit einer vorzeitig pensionierten Lehrerin
von Roger von Wartburg</p> <p>39 Der letzte Schrei
AI Free Survival
von Roger von Wartburg</p> |
|--|---|

Herausgeber Lehrerinnen- und Lehrerverein Baselland LVB, Am Kägenrain 3, 4153 Reinach, www.LVB.ch

Redaktion LVB-Geschäftsleitung • **Layout & Gestaltung** Philipp Loretz • **Lektorat** Roger von Wartburg

Ausgabe SJ 2025/26, Nummer 01, September 2025 • **Auflage** 3200, erscheint 4-5-mal jährlich

Druck Schaub Medien AG, 4450 Sissach • **Titelbild** Nadiia–stock.adobe.com • **Logo** Schmutz & Pfister, Grafik und Design

Reinach, 21. September 2025

LVB-Jahresrechnung 2024/2025

Bilanz per 30.06.2025

	30.06.2025	30.06.2024
Flüssige Mittel	339'207	586'418
Forderungen L+L	909	1'972
Übrige Guthaben	411	223
Aktive Rechnungsabgrenzungen	14'440	40'823
UMLAUFVERMÖGEN	354'967	629'436
Mobile Sachanlagen	1'100	1'900
ANLAGEVERMÖGEN	1'100	1'900
AKTIVEN	356'067	631'336
Verbindlichkeiten L+L	32'252	243'399
Passive Rechnungsabgrenzungen	13'700	38'851
Langfristiges Fremdkapital	-	15'000
FREMDKAPITAL	45'952	297'249
Fonds Kampfkasse	100'000	100'000
Fonds Rechtsschutzkasse	100'000	100'000
Vereinsvermögen Vorjahr	134'086	175'481
Jahresverlust	-23'970	-41'394
Eigenkapital	310'116	334'086
EIGENKAPITAL	310'116	334'086
PASSIVEN	356'067	631'336

Erfolgsrechnung 01.07.24 bis 30.06.2025

	Budget Folgejahr	Erfolgsrechnung 2024/25	Budget 2024/25	Erfolgsrechnung Vorjahr
Mitgliederbeiträge	570'000	540'970	532'000	529'157
Ertrag Profitcenter LVB	500	516	400	448
Ertrag Profitcenter LCH	37'000	55'343	57'000	57'221
Erlös Prozessgewinne	-	-	-	-
Debitorenverluste	-	-1'288	-	-4'125
Erlös Diverses	-	800	-	300
Nettoerlöse aus L+L	607'500	596'341	589'400	583'001
Personalaufwand	-470'000	-474'573	-477'000	-477'639
Informatik und Lizenzen	-8'000	-14'855	-12'000	-8'638
Sachversicherungen	-1'400	-1'383	-1'400	-1'464
Büro, Verwaltung und Spesen	-23'000	-26'553	-20'000	-22'562
Treuhand	-10'000	-13'594	-10'000	-18'309
Beiträge und Spenden	-100	-259	-100	-2'232
Kantonalvorstand	-12'000	-12'914	-10'000	-10'000
Delegiertenversammlung	-8'000	-10'531	-8'000	-8'407
Rechnungsrevision	-5'000	-5'216	-5'700	-5'946
Verbandszeitschrift	-38'000	-38'254	-34'000	-41'279
Auftritt und Werbung	-	-	-500	-471
Pensionierte	-2'500	-3'111	-3'000	-4'228
Auszahlungen/Feier Jubilare	-16'000	-16'314	-10'000	-12'053
Diverser Aufwand Kampf	-500	-87	-500	-
Anwalts- & Verfahrenskosten	-10'000	-11'807	-10'000	-6'206
Kosten Gutachten/Berichte Recht	-2'500	-1'341	-2'500	-
Prozesskosten Recht	-	-	-	-5'164
Diverser Aufwand Recht	-	-	-	-39
Übriger betrieblicher Aufwand	-137'000	-156'219	-127'700	-146'997
Abschreibungen Informatik	-400	-800	-800	-1'300
Finanzertrag	600	616	500	751
Finanzaufwand	-	-68	-100	-204
a.o. / periodenfremder Aufwand		-	-	-6'256
a.o. / periodenfremder Ertrag		11'322	-	8'116
Steueraufwand	-500	-589	-800	-866
Steuern und Neutrales	-500	10'733	-800	994
Jahresverlust/-gewinn	200	-23'970	-16'500	-41'394

Bericht der Revisionsstelle zur Jahresrechnung 2024/2025



Bericht der Revisionsstelle über die
Prüfung der Jahresrechnung des
Lehrerinnen- und Lehrervereins Baselland
Vereinsjahr 2024/2025

Als Revisionsstelle haben wir die Jahresrechnung (Bilanz, Erfolgsrechnung, Anhang) des Lehrerinnen- und Lehrervereins Baselland für das am 30. Juni 2025 abgeschlossene Vereinsjahr geprüft

Für die Jahresrechnung ist die Geschäftsleitung des Vereins verantwortlich, während unsere Aufgabe darin besteht, die Jahresrechnung zu prüfen und zu beurteilen.

Unsere Prüfung basiert auf der uns vorgelegten Buchhaltung, den Belegen (wie Reglemente, Verträge, Protokolle, Bankauszüge, Originalrechnungen), den Befragungen der Mitglieder der Geschäftsleitung und Mitarbeitenden der TRESO Treuhand AG und analytischen Prüfungshandlungen sowie auf den Umständen angemessenen Detailprüfungen der beim geprüften Verein vorhandenen Unterlagen. Befragungen und weitere Prüfungshandlungen zur Aufdeckung deliktischer Handlungen oder anderer Gesetzesverstösse sind nicht Bestandteil dieser Revision.

Aufgrund unserer Prüfung beantragen wir der Delegiertenversammlung, die Jahresrechnung 2024/2025 zu genehmigen.

CENTRA TREUHANDGESELLSCHAFT AG

Rudolf Senn

4448 Läufelfingen, 21. August 2025

Beilage:

Jahresrechnung bestehend aus:

- Bilanz per 30. Juni 2025
- Erfolgsrechnung 2024/2025
- Anhang 2024/2025

Den vollständigen Revisionsbericht finden Sie auf unserer Homepage unter <https://lvb.ch/geschäftsberichte/>.

Erläuterungen zur Jahresrechnung 2024/25, zum Budget 2025/26 und den Mitgliederbeiträgen

von Benjamin Hänni



Die Jahresrechnung 2024/25 zeigt ein durchgezogenes Bild: Einerseits konnte das Defizit aus dem Vorjahr von rund 41'000 CHF noch einmal beinahe halbiert werden auf einen Fehlbetrag von knapp 24'000 CHF. Andererseits schreibt der LVB damit zum dritten Mal in Folge rote Zahlen. Anpassungen sind notwendig, um die finanzielle Situation des Vereins dauerhaft zu sichern.

Mitgliederbeiträge und Profitcenter

Die Einnahmen aus Mitgliederbeiträgen lagen über dem budgetierten Wert. Dies ist auf die kontinuierlichen Neueintritte – im Durchschnitt ca. 17 pro Monat – sowie auf die verdankenswerten «Sympathiebeiträge» zahlreicher pensionierter Mitglieder zurückzuführen. Noch immer erreichen jedoch grosse Babyboomer-Jahrgänge das Pensionsalter und es verlassen regelmässig Lehrpersonen den Beruf oder wechseln den Kanton.

Das Profitcenter LVB schliesst – wenn auch auf bescheidenem Niveau – etwas höher als erwartet ab. Demgegenüber blieben die Erträge der Profitcenter LCH ein Stück hinter den Erwartungen zurück. Genau diese Profitcenter LCH schweben nun umso mehr wie ein Damoklesschwert über den LVB-Financen. Die bisherige Vereinbarung zwischen dem LCH und der Visana, die dem LVB jährlich ca. 55'000 CHF, in Spitzenjahren sogar 70'000 CHF eingebracht hat, kann nicht aufrechterhalten bleiben, wie der LCH jüngst mitteilte. Der LVB sollte mit einem Drittel weniger Einnahmen budgetieren, was ca. 18'000 CHF

entspricht. Die weitere Entwicklung ist schwer abschätzbar.

Personalaufwand

In der Erfolgsrechnung wird neu nur noch der gesamthafte Personalaufwand ausgewiesen. Eine separate Darstellung nach «Verein» und «Recht» entfällt, da diese Unterscheidung ohnehin nie trennscharf gewesen war: Einerseits erbringt die Ressortleitung «Beratung und Rechtshilfe» auch Leistungen ausserhalb ihres Kerngeschäfts, andererseits übernehmen auch andere Geschäftsleitungsmitglieder immer wieder Beratungsaufgaben.

Bei der Budgetierung war ein Puffer für einen möglichen Teuerungsausgleich des Kantons eingeplant worden, der Landrat hatte jedoch Ende 2024 keinen Teuerungsausgleich gewährt. Dadurch fiel der Personalaufwand tiefer aus als vorgesehen. Die entstehende Differenz wurde teilweise dazu benutzt, aufgelaufene Treueprämien von Geschäftsleitungsmitgliedern auszubezahlen. Hierzu muss man wissen, dass sich die Anstellungsbedingungen beim LVB sehr stark an jenen des Kantons orientieren.

Informatik und Lizenzen

Die Migration der Mitgliederverwaltung und der Buchhaltung auf die Software Fairgate wurde erfolgreich abgeschlossen. Der Prozess verursachte allerdings höhere Kosten als ursprünglich budgetiert.

Die gute Nachricht lautet: Im neuen Geschäftsjahr und auch später werden die Kosten tiefer liegen, da weit weniger externer Support in Anspruch genommen werden muss als mit der davor eingesetzten alten Software.

Büro, Verwaltung und Spesen

Die Vertretung des LVB in zahlreichen Gremien, Ausschüssen und Konferenzen auf kantonaler, nordwestschweizerischer und nationaler Ebene gehört zum Kernauftrag der gewerkschaftlichen und bildungspolitischen Arbeit, führt jedoch zu beträchtlichen Reisespesen. Hinzu kommen weitere Fahrspesen im Rahmen von Beratungs- und Begleitgesprächen, «LVB-vor-Ort-Anlässen» sowie Networking-Events mit Politik und Wirtschaft.

Zusätzlich belasteten steigende Kosten für Porti, Verbrauchs- und Ver-

sandmaterial das Budget. Ferner wurde die Miete für die Geschäftsstelle innerhalb kurzer Zeit dreimal leicht erhöht.

Delegiertenversammlung

Für die beiden Delegiertenversammlungen im vergangenen Geschäftsjahr konnten mit Lutz Jäncke und Roland Reichenbach hochkarätige Referenten gewonnen werden. Dies führte zu ausserordentlich hohen Honorarkosten. Auf der anderen Seite konnte der LVB seinen Mitgliedern etwas Erstklassiges bieten, was von vielen sehr geschätzt wurde.

Auch die allgemeine Teuerung, insbesondere was die Apéros nach den Delegiertenversammlungen betrifft, wirkte sich budgetbelastend aus. Der LVB als Verein steht nicht ausserhalb der Gesamtwirtschaft und bekommt die omnipräsente Teuerung überall zu spüren.

Verbandszeitschrift «lvb Inform»

Besonders stark wirkt sich die Teuerung auf die Verbandszeitschrift aus: Papier-, Druck- und Versandkosten sind erheblich gestiegen. Zwar konnten durch die Beschränkung auf maximal 36 Seiten pro Ausgabe gewisse Einsparungen gegenüber dem Vorjahr erzielt werden, dennoch verursacht jede Ausgabe Kosten von rund 9'500 CHF.

Geschäftsleitung und Kantonalvorstand wollen am gedruckten Heft festhalten, da sie dessen Wirkung für die Verbandskommunikation als zentral erachten. Nach jeder Ausgabe erreichen den LVB zahlreiche Feedbacks aus der ganzen Schweiz. Im Landrat wird regelmässig aus dem «gelben Heft» zitiert. Erfahrungen aus anderen Bereichen zeigen, dass Produkte, die ausschliesslich digital verfügbar sind, in aller Regel deutlich weniger gelesen werden.

Jubilarenfeier

Die Jubilarenfeier für Mitglieder mit 35 Dienstjahren fand traditionsgemäss im Bad Bubendorf statt. Aufgrund der grossen Zahl langjähriger Mitglieder fielen höhere Ausgaben für den so-

nannten «Jubibatzen» an. Diese Kosten wären absehbar gewesen, wurden im Budget jedoch ungenügend berücksichtigt. Hinzu kommt auch bei diesem Posten die deutliche Teuerung in der Gastronomie.

Da sich weiterhin grössere «Mitglieder-Jahrgänge» ihrem Jubiläumsjahr nähern, werden die Kosten für die Jubilarenfeier in absehbarer Zeit nicht abnehmen. Es gilt jedoch festzuhalten, dass dieser schöne und verdiente Anlass von den Jubilarinnen und Jubilaren ungemein geschätzt wird.

Ausserordentlicher periodenfremder Ertrag

Der ausgewiesene Betrag setzt sich aus der Auflösung nicht mehr beanspruchter Rückstellungen aus Vorjahren sowie aus einer Überschussbeteiligung der Krankentaggeldversicherung zusammen.

Ausblick und Budget 2025/26

Im neuen Geschäftsjahr gilt es, das Mitgliederwachstum fortzuführen. Die erheblichen Mindereinnahmen bei den Profitcentern infolge der Umstrukturierung des LCH-Partners Visana wurden bereits erwähnt. Auf der Ausgabenseite sollen weitere Sparmassnahmen umgesetzt werden, jedoch ohne Abstriche bei der Qualität der Arbeit des LVB oder bei den Dienstleistungen zugunsten unserer Mitglieder.

Sparpotenzial besteht insbesondere bei der Krankentaggeldversicherung, die ab dem Kalenderjahr 2026 rund 22'000 CHF weniger kosten wird, da die im Geschäftsjahr 2021/22 in Anspruch genommenen Leistungen mittlerweile «amortisiert» wurden. Auch in den Bereichen Informatik und Lizenzen (siehe weiter oben), Treuhand, Revisorat und Pensioniertenprogramm wurden Einsparmöglichkeiten identifiziert und teilweise bereits im Budget 2025/26 berücksichtigt. Durch eine vom Kantonalvorstand beschlossene Revision des Vergütungs- und Spesenreglements verzichtet die Geschäftsleitung zudem künftig auf total rund 3000 CHF Pauschalspesen pro Jahr für die Nutzung

privater Infrastruktur im Rahmen der LVB-Tätigkeit.

Demgegenüber bestehen Kostenblöcke, die vom LVB nicht oder nur eingeschränkt beeinflussbar sind und bei Kürzungen eine qualitative Verschlechterung der Verbandsarbeit nach sich ziehen würden. Das strukturelle Defizit muss beseitigt werden, um die finanzielle Stabilität des Verbands nachhaltig zu garantieren. Durch drei defizitäre Geschäftsjahre hintereinander ist das frei verfügbare, nicht statutarisch in Fonds gebundene Eigenkapital auf ca. 133'000 CHF gesunken.

Mitgliederbeiträge

Die LVB-Mitgliederbeiträge sind seit rund 20 Jahren unverändert geblieben – mit Ausnahme einer Vereinheitlichung der Rechtsschutzbeiträge sowie der Erhebung eines Unkostenbeitrags von den pensionierten Mitgliedern. In dieser Zeit haben sich die Kosten in sämtlichen Bereichen, die der LVB von externer Seite in Anspruch nimmt – Druck, Versand, Gastronomie, Miete, Dienstleistungen usw. – erheblich erhöht.

Der LVB ist direkt von diesen Preissteigerungen betroffen, hat aber trotzdem jahrelang versucht, eine flächendeckende Erhöhung der Mitgliederbeiträge zu vermeiden. Die Wirkung der bislang getroffenen Massnahmen ist jedoch beschränkt.

Vor diesem Hintergrund beantragt der Kantonalvorstand der Delegiertenversammlung eine Anpassung der Mitgliederbeiträge für das Geschäftsjahr 2025/26. Konkret sollen die Beiträge um 11 CHF für Kleinpensen, 16 CHF für Mittelpensen und 21 CHF für Grosspensen erhöht werden. Mit diesem Schritt und den beschriebenen Einsparmöglichkeiten kann ein knapp positives Budget vorgelegt werden.

Die LVB-Delegiertenversammlung vom 17. September 2025 genehmigte die Jahresrechnung, das Budget und die Mitgliederbeiträge gemäss Antrag des Kantonalvorstands.

Alles, was (nicht) recht ist

Fragen und Antworten zum revidierten Berufsauftrag (Teil 1)

von Isabella Oser

Die Implementierung respektive korrekte Anwendung des revidierten Berufsauftrags führt zu zahlreichen Anfragen an den LVB. Wie es scheint, treibt die schulische Teilautonomie manchenorts wunderliche Blüten. Teilweise werden zudem falsche Aussagen verbreitet. Deswegen beginnt der LVB mit der Publikation einer Auswahl von Fragen und Antworten im «lvb:inform». Sie können uns weitere Fragen oder Unstimmigkeiten jederzeit melden.

Frage 1: *Gemäss kantonomer Handreichung zum Berufsauftrag werden im Bereich D die Standortgespräche sowie deren Vorbereitung erfasst. Standortgespräche dauern bei mir jeweils 60 Minuten, der Vorbereitungsaufwand pro Gespräch ist deutlich länger. Meine Schulleitung sagt jedoch, ich dürfe pro Gespräch inkl. Vorbereitung maximal eine Stunde erfassen, unabhängig von meinem tatsächlichen Aufwand. Falls ich nur eine Stunde pro Kind erfassen darf, kann ich dann das eigentliche Standortgespräch auf 20 Minuten kürzen?*

Antwort 1: Die kantonomer Handreichung legt keine fixe Zeitdauer pro Standortgespräch fest, sondern verlangt eine realistische Abbildung von Vorbereitung und Durchführung. Wenn Ihr effektiver Aufwand bei zwei Stunden pro Kind liegt, können Sie das so im Berufsauftrag vermerken und der Schulleitung gegenüber aufzeigen. Eine pauschale Kürzung auf eine Stunde pro Schüler/-in ist nicht zwingend. Die Sicherung der Qualität der Gespräche sollte im Fokus sein; eine Verkürzung auf 20 Minuten wäre pädagogisch weniger zielführend. In den kantonalen FAQ zum Berufsauftrag ist im «Musterbeispiel Aufgabenplanung» für Standortgespräche ein Richtwert von 45 Stunden aufgeführt, was etwa zwei Stunden pro Kind entspricht. Auch wenn dies ausdrücklich nur als Beispiel und nicht als verbindliche Vorgabe bezeichnet wird, zeigt es, dass ein Zeitaufwand in dieser Grössenordnung vom Kanton als realistisch erachtet wird.

Frage 2: *Unsere Schulleitung schreibt am Mittwochmittag eine Anwesenheitspflicht im Schulhaus bis 15.00 Uhr vor. Dieses Zeitgefäss wird oft für Sitzungen gebraucht. Falls keine Sitzung stattfindet, gilt trotzdem die Anwesenheitspflicht. Ist dieses Vorgehen korrekt?*

Antwort 2: Der Berufsauftrag basiert auf Vertrauensarbeitszeit. Präsenzzeiten können für Sitzungen angesetzt werden, sollten aber nicht generell ohne konkreten Anlass erzwungen werden. Die Schulleitung darf Präsenz aus-

schliesslich im Rahmen der vereinbarten Jahresarbeitszeit festlegen. Sie können anregen, dass die Zeit nur bei tatsächlichen Sitzungen beansprucht wird oder dass Sie bei Abwesenheit andere Aufgaben gemäss Ihrem Auftrag erledigen. Zudem sieht die kantonomer Verordnung ausdrücklich vor, dass Lehrpersonen in den Bereichen der Unterrichtsvor- und -nachbereitung Ort und Zeit der Arbeitsbringung frei wählen dürfen, soweit dies mit der Schulleitung vereinbart ist. Eine starre Anwesenheitspflicht kollidiert daher mit diesem gesetzlichen Grundsatz.

Frage 3: *Unsere Schulleitung ordnet sämtliche Konvente und Teamsitzungen (Klassenteamsitzungen, klassenübergreifende Teamsitzungen, Notenkongvente, pädagogische Kongvente) dem Bereich B des Berufsauftrags zu. Dadurch entsteht ein erheblicher Zusatzaufwand, der angeblich zwingend Teil der Unterrichtsarbeit sei. Ist diese Einordnung korrekt?*

Antwort 3: Gemäss Handreichung sind Tätigkeiten im Bereich B ausschliesslich solche, die unmittelbar mit der Unterrichtsvorbereitung oder -durchführung verbunden sind (z.B. Teamteaching, gemeinsame Sequenzenplanung). Kongvente und Teamsitzungen, die organisatorisch oder auf einer Metaebene angesiedelt sind, gehören ausdrücklich nicht zu B, sondern in den Bereich C. Eine generelle Einordnung sämtlicher Arten von Kongventen in den Bereich B widerspricht den kantonalen Vorgaben und führt zu einer unzulässigen Ausweitung des Grundauftrags.

Frage 4: *Ich habe ein Pensum von rund 40 %. Trotzdem verlangt die Schulleitung meine Teilnahme in allen schulischen Gremien und an allen Sitzungen. Der Zeitaufwand entspricht faktisch einem deutlich höheren Pensum. Ist das rechtens?*

Antwort 4: Die Arbeitszeit ist proportional zum Anstellungspensum festgelegt (pro rata temporis). Bei einem Pensum von 40 % oder einem anderen Teilpensum darf der Berufsauftrag quantitativ nicht über diesen Anteil hinausgehen. Eine Überlastung durch zu viele verpflichtende Termine ist nicht zulässig und widerspricht dem Grundsatz der Verhältnismässigkeit. Insbesondere bei Teilpensum muss die Schulleitung prüfen, welche Sitzungen für die jeweilige Lehrperson tatsächlich erforderlich sind. Übermässige oder nicht differenzierte Präsenzpfllichten führen zu einer faktischen Pensumüberschreitung und sind daher anzupassen oder zu kompensieren.

Protokoll DV 2.2024/25

vom Mittwoch, dem 26. März 2025,

19.30 – 21.05 Uhr, Coop Tagungszentrum, Muttenz

von Roger von Wartburg

1. Begrüssung, Übersicht, Stimmenzähler

Nach einer spontanen Einstimmung durch Musiklehrer José Martin Blanco mit seinem Alphorn heisst Philipp Loretz die Anwesenden willkommen und bedankt sich für ebendiese Einstimmung; die Anwesenden spenden Applaus. Speziell begrüsst werden die pädagogischen Publizisten Carl Boscard und Beat Kissling, AVS-Leiter Beat Lüthy, LVB-Ehrenmitglied Christine Weiss, mehrere Landratsmitglieder (die gleichzeitig LVB-Mitglieder sind) sowie der Referent Prof. Dr. Roland Reichenbach von der Universität Zürich. Ph. Loretz weist darauf hin, dass krankheitsbedingt in den letzten Tagen leider diverse Abmeldungen von Delegierten eingegangen seien.

Als Stimmenzähler werden Walter Widmer, Esther Schmid Manca und Sascha Thommen in stiller Wahl gewählt.

Die Traktandenliste wird mit folgenden zwei Hinweisen von Ph. Loretz genehmigt: Einerseits musste die geplante Verabschiedung der früheren LVB-Vizepräsidentin Maddalena Pezzulla ebenfalls krankheitsbedingt kurzfristig gestrichen werden, andererseits möchte er unter dem neuen Traktandum 3. einen kurzen Einblick gewähren in die gestrige Medienkonferenz «Für besseren Hitzeschutz an den Schulen beider Basel».

Statutarische Geschäfte

Stimmberechtigt sind die Delegierten.

2. Protokoll der DV/MV vom 18. September 2024

Ph. Loretz lässt es sich nicht nehmen, Roger von Wartburg für das «Kunststück», Lutz Jänckes erhellendes Referat in einen Text zu giessen, zu danken und zu gratulieren. Es sei mit 18 Seiten

**LVB-Delegierte: total 107, anwesend 64
weitere anwesende Mitglieder ca. 60
Vorsitz: Philipp Loretz**

Traktanden:

1. Begrüssung, Übersicht, Stimmenzähler

Statutarische Geschäfte

2. Protokoll der DV/MV vom 18. September 2024
3. Medienkonferenz «Für besseren Hitzeschutz an den Schulen beider Basel»
4. Wahl in den Kantonalvorstand:
Lukas Erni, Sekundarschule Oberwil
5. Zwischenstand finanzielle Entwicklung des Vereins

Berufspolitische Geschäfte

6. «Die Pädagogik der Privilegierten und die Sprache der Bildung»
Referat von Prof. Dr. Roland Reichenbach;
Erziehungswissenschaftler, Universität Zürich
7. Diverses

wahrscheinlich das längste DV-Protokoll aller Zeiten, aber mit dem grossen Nutzen, die vielen spannenden Aussagen und Zusammenhänge auch in Zukunft immer wieder zücken, nachlesen und zitieren zu können.

Ph. Loretz als Layouter des «lvb inform» und R. von Wartburg verständigten sich darüber, das Referat in der Verbandszeitschrift aus dem Protokoll auszukoppeln, um es als eigenständigen Text verschicken und teilen zu können. Auch das Layouten sei im Übrigen eine anspruchsvolle Aufgabe gewesen, schliesslich aber gelungen.

Das Protokoll wird ohne Gegenstimmen oder Enthaltungen genehmigt und dem Verfasser verdankt.

3. Medienkonferenz «Für besseren Hitzeschutz an den Schulen beider Basel»

Ph. Loretz erläutert, durch die Zusammenarbeit mit Vertretungen der Kinder- und Jugendmedizin hätten sie gestern Gastrecht genossen in der Bibliothek des Universitäts-Kinderspitals beider Basel (UKBB) – einem wunderschönen und bestens klimatisierten (sic!) Raum.

Roland Reichenbach – ein gleichermassen scharfsinniger wie scharfzüngiger Vulkan, voller Schalk und Wortwitz.



© Adrian Marbacher

Am Ursprung dieser Medienkonferenz hatte im letzten Sommer ein Telefonat zwischen einer Baselbieter Kinderärztin (und Schulrätin) mit Ph. Loretz, vermittelt durch ein Mitglied des LVB-Kantonalvorstandes, gestanden. Daraufhin wurde Ph. Loretz an eine Sitzung mit der Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin Regio Basel eingeladen. Beide Seiten waren sich einig, dass die Thematik der Hitzebelastung in den Schulzimmern unterschätzt werde. Eine bessere Sensibilisierung von Öffentlichkeit und Politik sollte gemeinsam angestrebt werden, zusätzlich wurde der Kontakt zu den Behörden gesucht. Im Kern stand und steht das Wohlergehen der Kinder und Jugendlichen.

Seitens Kinderärzte/-innen wurde deren Berufsverband «Kinderärzte Schweiz» mit ins Boot geholt. Ph. Loretz kümmerte sich um das Dazuholen von Vertretungen aus der Politik beider Basel, die bereits Vorstösse zur Problematik lanciert hatten (Jan Kirchmayr, Landrat SP) oder dies zu tun beabsichtigten (Sandra Bothe-

Wenk, Grossrätin GLP). Um den bikantonalen Charakter des Joint Ventures zu verstärken, wurde auch noch die FSS Basel-Stadt eingeladen, sich zu beteiligen. Weitere gemeinsame Sitzungen folgten.

Ph. Loretz betont, die Zusammenarbeit mit den Kinderärzten/-innen habe ihm Spass gemacht; das seien durchwegs empathische, intelligente und praxisorientierte Menschen. In den vielen Gremien auf kantonaler, nordwestschweizerischer und nationaler Ebene, in denen er mitwirke, sei das nicht immer der Fall. Von dem her sei er in diesem Setting vergleichsweise etwas verwöhnt worden. Ph. Loretz verweist auf die Berichterstattung in diversen Medien; auch auf der LVB-Homepage seien entsprechende Links zu finden.

4. Wahl in den Kantonalvorstand: Lukas Erni, Sekundarschule Oberwil

Ph. Loretz bittet L. Erni auf die Bühne. Dieser tritt ans Mikrofon und begrüsst die Anwesenden. Er weist da-

rauf hin, dass in den Unterlagen zuhanden der Delegierten bereits einiges an Informationen über ihn zu lesen gewesen sei.

L. Erni rekapituliert seine berufliche Biografie und seine Verbindung zum LVB: Er habe an der Universität Basel Deutsch, Geschichte und Geografie studiert, während des Studiums bereits mit Unterrichten begonnen und Freude daran gewonnen. An der Sek Oberwil erhielt er schliesslich eine Festanstellung. Dort habe es innerhalb des Kollegiums früh geheissen, wer hier unterrichte, der sei auch LVB-Mitglied und man habe ihm das Beitrittsformular in die Hand gedrückt. L. Erni würde sich wünschen, diese Selbstverständlichkeit bestünde heute noch in gleichem Masse.

Während eines dreijährigen «Exils» im Kanton Bern habe L. Erni festgestellt, dass es dort nicht so einen tollen Lehrpersonenverband gebe wie den LVB. Diesen habe er in den «Berne Jahren» schmerzlich vermisst. Schliesslich seien er und seine Familie

ins Baselbiet zurückgekehrt – wenn auch nicht ausschliesslich des LVB wegen. Nun fühle er sich bereit und motiviert, sich persönlich noch mehr innerhalb des LVB zu engagieren.

L. Erni wird einstimmig in den LVB-Kantonalvorstand gewählt. Ph. Loretz gratuliert ihm herzlich unter dem Beifall der Anwesenden.

5. Zwischenstand finanzielle Entwicklung des Vereins

Der neue LVB-Geschäftsführer und -Vizepräsident Benjamin Hänni ergreift das Wort. Er betont zunächst, dass er sich an der DV im letzten September, als angekündigt wurde, im März 2025 einen Zwischenstand zu den Finanzen kommunizieren zu wollen, gar nicht hätte vorstellen können, diese Rolle dann innezuhaben. Doch nun sei er seit dem Semesterwechsel der neue LVB-Geschäftsführer und präsentiere sehr gerne einige wichtige Kennzahlen, welche er in dieser Form auch bereits dem Kantonalvorstand vorgelegt habe.

Die Mitgliederbeiträge entwickeln sich gemäss Budget und könnten dieses womöglich sogar leicht übertreffen. Der LVB verzeichne ungefähr alle drei Tage einen Beitritt. An dieser Stelle bedankt sich B. Hänni bei allen, die an ihren Schulen Werbung machen und ruft ein weiteres Mal das Angebot «LVB vor Ort» in Erinnerung, bei dem eine Delegation der Geschäftsleitung in den Konvent kommt und den LVB vorstellt. Die Situation bleibe trotz erfreulicher Beitrittsquote herausfordernd, weil nach wie vor viele Mitglieder das Pensionsalter erreichen, den Beruf verlassen oder den Kanton wechseln würden.

Die grösste Unsicherheit betreffe die Profitcenter unseres Dachverbandes LCH. Für das laufende Geschäftsjahr werde der Wert wohl leicht unter Budget liegen. Weit besorgniserregender sei jedoch der Umstand, dass die Zukunft dieses Profitcenter-Modells mit dem Versicherungspartner Visana höchst unklar sei. Er stehe deswegen mit den LCH-Verantwortlichen im Austausch. Auf Ende Mo-

nat sei eine weitere Information angekündigt. Wenn man die jährlichen Einnahmen des LVB durch ebendiese Profitcenter LCH im Umfang von über 50'000 CHF sehe, sei klar, dass die Thematik ein Stück weit wie ein Damoklesschwert über den LVB-Finanzen hänge. Je nachdem, wie sich das Ganze entwickle, werde es Auswirkungen auf die Diskussion über die Höhe der Mitgliederbeiträge im kommenden September haben.

B. Hänni erläutert den Unterschied zwischen «Sympathiebeiträgen» und «Spenden», welche zusammen bis dato rund 5000 CHF generiert haben. Sympathiebeiträge seien Zuwendungen von pensionierten Mitgliedern, oft als Ausdruck der Verbundenheit mit resp. der Treue zum LVB. Spenden dagegen stammten von Aktivmitgliedern, die beispielsweise den Mitgliederbeitrag für das ganze Jahr bezahlt hätten, dann aber unterjährig ausgeschieden seien, jedoch auf eine Rückvergütung verzichteten.

Beim Personalaufwand rechnet B. Hänni damit, innerhalb des Budgets zu bleiben. Man müsse bei diesem Posten berücksichtigen, dass auch die (teure) Krankentaggeldversicherung der Geschäftsleitung in den Betrag integriert sei.

Der Aufwand für den Kantonalvorstand könnte Ende Geschäftsjahr etwas höher als budgetiert liegen. Beim Aufwand für die Delegiertenversammlungen werde man recht deutlich über Budget liegen, was auch mit den beiden hochkarätigen Referenten zu tun habe, die natürlich nicht gratis zu haben seien. R. von Wartburg reagiert auf R. Reichenbachs Gesichtsausdruck mit dem Hinweis, dass sein Honorar im Vergleich zu jenem von L. Jäncke tiefer liege, was für allgemeine Heiterkeit sorgt. B. Hänni ergänzt, Qualität habe ihren Preis, und der Mehrwert für die Mitglieder liege auf der Hand.

Betreffend «lvb inform» könne das angepeilte Sparpotenzial wohl nur teilweise erreicht werden. Auf die gestiegenen Papier- und Druckkosten

habe der LVB keinen Einfluss, auch wenn er sich – mit einer Ausnahme aus aktuellem Anlass – an die geplante tiefere Seitenzahl gehalten habe. Pro Ausgabe inklusive Versand würden die Kosten bei ca. 9500 CHF liegen. Viele Rückmeldungen zeigten, dass sich die Verbandszeitschrift nach wie vor grosser Beliebtheit erfreue.

Hinsichtlich «Büro und Verwaltung» rechnet B. Hänni mit einem Einhalten des Budgets. Bei den Anwalts- und Verfahrenskosten habe die Geschäftsleitung gerade kürzlich zwei Mandate an externe Juristen/-innen erteilt, weshalb er davon ausgehe, dass der budgetierte Betrag bis Ende Geschäftsjahr gebraucht werde.

In Sachen «Informatik und Lizenzen» werde man im Geschäftsjahr 2025/26 dann mit Sicherheit deutlich weniger hohe Ausgaben haben, weil die ganze Migration von BOA zu Fairgate im laufenden Geschäftsjahr abgeschlossen werden konnte und auch nicht mehr mit Support-Aufwand gerechnet werden müsse; die neue Software laufe reibungslos. Im laufenden Geschäftsjahr dagegen habe ebendiese Migration einmalige Kosten beim alten und beim neuen Anbieter ausgelöst.

Insgesamt bezeichnet B. Hänni die finanzielle Situation als weiterhin angespannt. Er hoffe dennoch, dass es gelingen werde, die Höhe der Mitgliederbeiträge beibehalten zu können. Es entspreche keinesfalls der Vereinsphilosophie, die bestehenden Mitglieder mit höheren Beiträgen zu belasten. Umso wichtiger sei es, die Kosten auf immer mehr (zusätzliche) Mitglieder verteilen zu können. Die Zukunft der Profitcenter LCH stelle, wie erwähnt, die grosse unbekannte Variable dar; diese Entwicklung sowie die abschliessenden Geschäftszahlen würden mitentscheidend sein für die Festlegung der Mitgliederbeiträge an der nächsten DV vom 17. September. B. Hänni bedankt sich für die Aufmerksamkeit und erntet anerkennenden Applaus.

Berufspolitische Geschäfte

6. «Die Pädagogik der Privilegierten und die Sprache der Bildung»

Referat von Prof. Dr. Roland Reichenbach; Erziehungswissenschaftler, Universität Zürich

R. von Wartburg übernimmt und bedankt sich zunächst bei B. Hänni für die Ausführungen mit dem Hinweis, er stelle fest, dass der LVB offenbar insgesamt wesentlich genauer budgetiere als der Kanton Baselland, der unlängst um mehr als 200 Mio. CHF besser abschloss als budgetiert. Die nächste Sitzung mit Finanzdirektor A. Lauber und dessen Kader finde kommende Woche statt.

R. von Wartburg freut sich darüber, Roland Reichenbach vorstellen zu dürfen. Bei der Vorbereitung auf den heutigen Abend habe er festgestellt, dass sich ihre Wege schon mehrfach gekreuzt hätten. Das erste Mal gesehen hätten sie sich, das habe er genau recherchiert, am 15. September 2010, und zwar an der LVB-DV in Münchenstein, an der R. von Wartburg in den Kantonalvorstand – und kurze Zeit später dann vom Kantonalvorstand in die Geschäftsleitung – gewählt worden war. Roland Reichenbach, zu jener Zeit noch Dozent an der Universität Basel, war damals – wie heute – als Referent eingeladen gewesen.

Etwa zwei Jahre später war R. von Wartburg von dem heute ebenfalls anwesenden Zürcher Pädagogen Beat Kissling kontaktiert worden, nachdem dieser Artikel im «lvb:inform» gelesen hatte, die ihm gefielen. Sie trafen sich erstmals an einem geschichtssträchtigen Ort, nämlich im Bahnhofbuffet Olten, wo unter anderem nicht nur der Schweizerische Gewerkschaftsbund, sondern auch die FDP und der Schweizerische Fussballverband gegründet worden waren. B. Kissling war schon damals aktiv in der trinationalen «Gesellschaft für Bildung und Wissen», deren damaliger Co-Präsident wiederum R. Reichenbach war. B. Kissling war es, der

R. von Wartburg als Referenten für eine Tagung der «Gesellschaft für Bildung und Wissen» an der Universität Zürich vorschlug. Dies führte zu einer vorbereitenden Sitzung am Institut für Erziehungswissenschaft der Uni Zürich mit R. von Wartburg, B. Kissling und R. Reichenbach.

Besagte Tagung fand am 14. Juni 2014 statt. Das Tagungsprogramm umfasste eine Vielzahl von Referentinnen und Referenten, eigentlich alles Universitätsdozenten und -dozentinnen – und mittendrin das Schulmeisterlein von Wartburg. Der Grund hierfür lag darin, dass man zumindest *eine* Vertretung der Schulpraxis auf der Tagung sprechen lassen wollte. R. von Wartburgs Kurzreferat trug den Titel «For knowledge itself is power no more», in Anlehnung an Sir Francis Bacons berühmtes Zitat «Knowledge itself is power» («Wissen ist Macht») – gehalten direkt im Anschluss an den renommierten Erziehungswissenschaftler Jürgen Oelkers. Der Text kann übrigens im Archiv des «lvb:inform» auf der LVB-Homepage nachgelesen werden.

Nach dem Kurzreferat erkundigten sich mehrere Anwesende bei R. von Wartburg nach einer Visitenkarte. Einer dieser Herren war Carl Bossard, der heute Abend ebenfalls den Weg nach Muttenz gefunden hat. Ein anderer war der umtriebige Bieler Lehrer Alain Pichard. Und zu R. von Wartburgs grosser Überraschung auch der Wiener Philosophie-Professor Konrad Paul Liessmann, der wiederum einige Zeit später R. von Wartburg ein Päckchen schickte mit einem Exemplar seines neuesten Buches «Geisterstunde – Die Praxis der Unbildung». In der freundlichen Widmung wies Liessmann R. von Wartburg darauf hin, dass einer seiner Artikel aus dem «lvb:inform» es ins Quellenverzeichnis des Buches geschafft hatte. Auch durch diese schöne Anekdote blieb R. von Wartburg die Tagung mit R. Reichenbach in bester Erinnerung.

R. von Wartburg blieb ein aufmerksamer Beobachter R. Reichenbachs. Er las seine Interviews und schaute

resp. hörte sich Fernseh- und Radiosendungen, in denen er auftrat, an. Eine andere damalige Erziehungswissenschaftlerin der Universität Zürich, Christina Rothen, wurde vom LVB ebenfalls als Referentin an eine DV eingeladen. R. von Wartburg behielt stets den Eindruck, R. Reichenbach sei in all den Jahren nahe an der Berufspraxis geblieben – im Unterschied zu anderen Hochschulvertretungen. R. Reichenbach sei jemand, der den Leuten genau aufs Maul schaue und allergisch auf Worthülsen reagiere – weshalb er einfach perfekt zum LVB passe. Damit bittet er den Referenten unter wohlwollendem Beifall auf die Bühne.

R. Reichenbach bedankt sich für die Einladung, die er sehr gerne angenommen habe, und die launige Einführung. Er hebt an zu einem Vortrag, der, wie sich alsbald zeigen wird, einem Feuerwerk ähnelt, voller Schalk, Ironie und Hintersinn, wobei die Zuhörenden immer ganz genau aufpassen müssen, was wie gemeint ist – oder sein könnte.

Der Protokollant hat das spannende Referat ausführlich transkribiert. Es ist als separater Artikel direkt hinter dem Protokoll abgedruckt.

7. Diverses

Eine Frage zum Versand der Informationen bezüglich Pensioniertenanlässe per Newsletter kann geklärt werden, bevor Ph. Loretz alle Anwesenden zum Apéro im Foyer einlädt.

«Die Pädagogik der Privilegierten und die Sprache der Bildung»

Referat von Prof. Dr. Roland Reichenbach

von Roger von Wartburg



Von der Sprache und vom Denken

Als Erstes stellt R. Reichenbach klar, dass er die Sprache für einen entscheidenden Faktor der Inhalte seines Referats halte, weshalb er den Titel seines Vortrags entsprechend ergänzt habe. Sprache sei ungeheuer wichtig. Die Art, wie wir über die Dinge sprechen, drücke aus, wie wir denken. Das Denken an sich werde – er sagt es mit einem Augenzwinkern – insgesamt eher überschätzt, bleibe aber dennoch wichtig.

Das Denken sei im Übrigen eine Praxis, was bedeute, man könne es tun oder lassen. Und Denken habe wenig

«Man kann intelligent sein, ohne sehr viel nachzudenken. Das ist zwar wenig wahrscheinlich, kommt aber trotzdem häufig vor.»

mit Intelligenz zu tun. So könne man intelligent sein, ohne sehr viel nachzudenken. Das sei zwar wenig wahrscheinlich, komme aber trotzdem

häufig vor. Umgekehrt könne man weniger intelligent sein, aber viel nachdenken über sich und das Leben und zu Schlüssen kommen – womöglich brauche man ein wenig länger dafür, das wisse er nicht. Lukas Erni habe übrigens vorhin – ohne es so zu artikulieren – etwas über die Berner ausgesagt, dem er zustimme: Es sei dort nicht so viel los; ganz im Unterschied zum LVB, und darum sei er gerne hierher gekommen.

Privilegierte werden noch mehr privilegiert

«Die Pädagogik der Privilegierten» sei der Titel eines dünnen Bändleins, das er kürzlich herausgegeben habe. R. Reichenbach glaubt, dass das heutige pädagogische Denken und Sprechen, wie es im Mainstream auch an den Hochschulen gelebt und gelehrt werde, den Privilegierten diene. Früher hätte man dies als Ideologiekritik bezeichnet, aber dieser Begriff werde heute so nicht mehr verwendet.

«Das heutige pädagogische Denken und Sprechen dient den ohnehin schon Privilegierten.»

Was er mit seinen Studierenden tue: Hinschauen, wie man über Bildung, Erziehung und Schule spreche – und prüfen, welche Konzepte überzeugten und welche nicht. Und eben: Er komme zum Schluss, das derzeit vorherrschende Denken und Sprechen komme jenen zugute, die ohnehin schon privilegiert seien; obwohl es bei diesen jungen Menschen fast gar nicht darauf ankomme, welchen Konzepten sie zu folgen hätten, denn Privilegierte blieben in jeder pädagogischen und didaktischen Welt privilegiert.

Die Leistungsschwachen sowie die aus verschiedenen Gründen weniger Motivierten aber müssten anders behandelt werden, und das wisse eigentlich jede Pädagogin und jeder Pädagoge. Sie bräuchten mehr Führung, mehr Kontrolle, aber auch sehr viel mehr Ermutigung, das sei ganz wichtig. Man müsse zeigen, dass man sie gern habe, aber sie auch fordern und nicht nur fördern. Für ihn sei es erschreckend zu sehen, wie die weniger Privilegierten zu wenig gefordert und herausgefordert würden.

Das Pädagogische am Kirchenbesuch

Das verwendete «moderne» Vokabular, er wiederhole es noch einmal, diene den Privilegierten. Das Selbst, die Autonomie, ja überhaupt alles, was gewissermassen von innen komme, habe einen guten Ruf. Das Selbst werde heute permanent überbetont. Und sobald man vom Selbst spreche, würden immer alle nicken. Das sei doch furchtbar, denn wenn alle immerzu im Gleichklang nickten, sei in der Regel etwas nicht in Ordnung. Das sei wie im Gottesdienst, wenn der Pfarrer frage, ob wir nicht alle Sünder seien – und alle würden vermeintlich schuldbewusst nicken.

Er habe im Übrigen nichts gegen Gottesdienste, auch wenn er derzeit eigentlich nur wegen Beerdigungen zur Kirche gehe, aber im Kern sei für

«Die Kirche ist im Kern etwas sehr Pädagogisches.»

ihn die Kirche etwas sehr Pädagogisches, und das meine er nicht humoristisch. Früher seien ja die Predigten noch auf Latein gehalten worden und

keiner der Kirchgänger/-innen habe etwas verstanden – das sei pädagogisch, ihm gefalle das. Leider sei das Gesagte mittlerweile verständlich geworden, wobei er sich nicht sicher sei, ob das tatsächlich stimme, ob da also wirklich verstanden werde. Ihm gefalle dabei auch, dass es keine Diskursivität gebe. Selbst wenn jemand inhaltlich während der Predigt etwas nachfragen würde (was ohnehin niemand tue), es werde nichts wiederholt.

Es fehle ferner jeder didaktische Aufbau, was R. Reichenbach ebenfalls sehr gefalle. Man wisse nie, was komme. Die Predigt von heute müsse nicht das Geringste mit jener vom vergangenen Sonntag zu tun haben. Und trotzdem seien alle aufgehoben. Man sei dabei, selbst wenn man schlummere. Jeder gehöre dazu. Dann heiße es vielleicht: «Wir erheben uns zum Gebet.» Jene, die könnten, würden in der Regel aufstehen, aber jene, die nicht wollten, manchmal nicht. Doch das spiele keine Rolle, niemand werde gemassregelt deswegen. Das sei doch Pädagogik!

Auch wenn man selbst nicht singen könne, irgendjemand könne immer singen. Dann heiße es: «Wir singen jetzt Psalm XY.» Und dann gebe es so einen Mix aus Singen, Summen, Brummen, Schweigen. Und am Ende gebe es keine Prüfung. Auch das gefalle ihm. Es gehe um diese ganze Unterstellung: Man tue so, als ob das, was da geschehe, bedeutungsvoll sei.

Baby-Pädagogik

Ganz ähnlich beginne die Pädagogik mit den Babys, den Neugeborenen. Wir holen sie nicht dort ab, wo sie stehen. Das mache überhaupt kei-

*«Babys werden
pädagogisch nicht dort
abgeholt, wo sie stehen.
Das macht überhaupt
keinen Sinn.»*

nen Sinn, das sage man heutzutage nur ständig so pädagogisch dahin. Es werde ja niemand mit dem Baby lal-



*«Die weniger Privilegierten
brauchen mehr Führung,
mehr Kontrolle und sehr
viel mehr Ermutigung.»*

len wollen. Nein, in Wahrheit tue man so, als ob das Baby einen verstehen würde, auch wenn es nichts verstehe. Doch es sei aufgenommen als voller Mensch, akzeptiert als Mitglied unserer Gemeinschaft. Und das Baby sehe sich konfrontiert mit der schwierigsten Aufgabe überhaupt: Laute und Bedeutungen in einen Zusammenhang zu bringen, ergo: Sprache.

Wenn man sich so ein Baby anschau, dann sehe es, ehrlich gesagt, auf den ersten Blick nicht gerade wie ein vielversprechender Kandidat für den Bildungserfolg aus. Es habe noch einen langen Weg vor sich. Aber: Es komme gut! Doch wie denken und sprechen wir heute? Man glaube immer, man erkläre etwas und das Kind müsse es gleich verstehen. Das sei abartig. In Wahrheit müsse man üben, praktizieren – und daran glauben, dass es dann schon gut komme.

Das konservierte Moment und notwendige Friktionen

Zudem würden die Kinder heute angesprochen, als ob sie ihre eigenen Bildungstheoretiker/-innen wären. Sie müssten ständig über etwas nachdenken und reflektieren. Metakognition und solche Sachen – fürchterlich! Das sei alles unnötig. Die Zuhörenden würden nun wohl denken, was für ein total konservativer Typ da vorne spreche. Selbst wenn dem so wäre, laute seine Antwort: Na und? Das sei ihm egal.

Wer pädagogisch denke, erkenne, dass man manche Dinge bewahren müsse, und das sei dann eben konservativ. Das konservierte Moment sei sehr wichtig. Was einem wichtig sei, das wolle man weitergeben. Wissen und Wissensweitergabe seien intrinsisch miteinander verbunden. Wenn einem die Welt wichtig genug sei, dann wolle man sie weitergeben. Dann sage man nicht: «Das kannst du machen, wie du willst!» Diese soge-

*«Offen zu sein für alles,
bedeutet nicht ganz dicht
zu sein.»*

nannte permanente Offenheit in jeder Hinsicht sei seine Sache nicht. Offen zu sein für alles bedeute, nicht ganz dicht zu sein. Ein bisschen offen sein, ja, aber pädagogisch müsse man wissen, was man wolle und weitergeben wolle.

Pädagogisch modern würde aber auch bedeuten, dies zu wissen: Was die jungen Menschen dann mit dem machen, was ich ihnen weitergebe, ist deren Sache, nicht meine. Meine Sache ist es zu zeigen, was mir wichtig ist, was ich für wichtig halte. Und ich muss zeigen, dass ich will, dass sie das übernehmen. Am Ende täten sie dann etwas anderes, das sei modern. Ich sage also: «In diese Richtung!», aber sie bewegen sich in die entge-

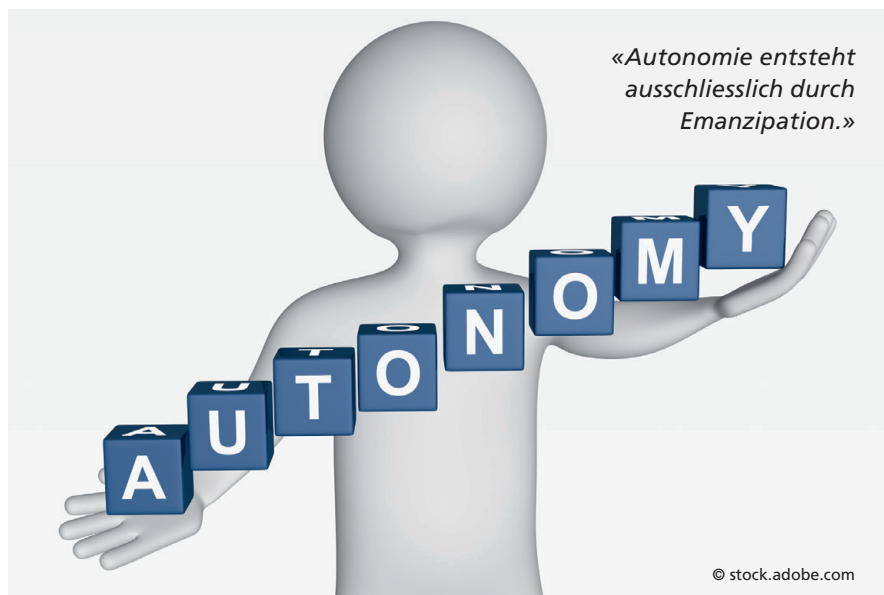
gengesetzte. Irgendwann lerne der junge Mensch, Nein zu sagen. Autonom werde man jedoch nur durch Emanzipation. Autonom werde man nicht dadurch, dass man machen könne, was man wolle, sondern dadurch, dass man sich befreie. Es brauche eine Friktion. Humboldt habe dies die Widerständigkeit der Welt genannt.

Wenn die Erwachsenen den jungen Menschen keinen Widerstand entgegenbrächten, ergebe sich ein Problem: Die Älteren meinten dann, sie seien sehr nahe bei den Jüngeren und dabei erst noch besonders pädagogisch, aber in Wahrheit handle es sich um einen Fehler.

Beispiel: Die Tochter kommt nach Hause und sagt, sie habe keinen Bock mehr auf Mathematik, mit der neuen Lehrerin mache es keinen Spass. Reaktion der Eltern: «Oh, das tut mir aber leid. Mit der vorherigen Lehrerin war es so toll und die neue ist nun viel weniger gut, das ist aber schade.» Die erwachsene Person stelle sich sozusagen auf die Seite des Kindes, was auch durchaus verständlich sei, und steigere sich oft in Formulierungen hinein wie: «Die binomischen Formeln wirst du ohnehin nie brauchen! Müsst ihr die heute wirklich noch lernen? Das ist doch Blödsinn!» Dadurch werde komplizenhaft ein Keil zwischen Kind und Lehrerin, Kind und Curriculum, Kind und Schule getrieben. Besser wäre es, zu fragen, wie denn die binomischen Formeln eigentlich schon wieder lauteten, ein Gespräch über den Inhalt aufzubauen. Das wäre eine gute Pädagogik.

Lernen bedeutet Anstrengung

Das Vokabular hinter der Art und Weise, auf die Kinder und Jugendliche heute im schulischen Kontext angesprochen würden, lasse sich dem sogenannten individualisierten Lernen zuordnen. Wie das Selbst habe auch das Individuum einen guten Ruf – und ebenso das Hirn, weshalb wohl Lutz Jäncke an die letzte LVB-DV eingeladen worden sei. Mit Jäncke könne Reichenbach leben, aber was die Hirnforscher im Allgemeinen so alles zu wissen glaubten, auch über Bil-



dung und Erziehung, das löse Stirnrunzeln aus bei ihm. Manfred Spitzer habe sehr schön geschrieben, dass das Gehirn nicht zwischen Erziehung und Bildung unterscheide – so wie die Engländer! Folglich bestehe eine Affinität zwischen dem Gehirn und den Engländern. Wie Spitzer als Deutscher auf so etwas kommen könne, sei doch erstaunlich.

Im Hirn liefen ja ständig alle möglichen Dinge ab, kognitive Prozesse, ausgelöst durch Aktivierung und Stimulation. Das Denken und das Lernen aber laufe nicht einfach so ab, sondern es sei anstrengend, kein Naturgeschehen, der Täter oder die Täterin lasse sich nicht eliminieren. Wollte

«Das Denken und Lernen läuft nicht einfach so ab wie ein Naturgeschehen. Der Täter oder die Täterin lassen sich nicht eliminieren.»

man die binomischen Formeln lernen, müsse man sich anstrengen – und Spass mache das wirklich nicht.

Mit diesen Vokabeln des individualisierten Lernens jedoch – wie beispielsweise «Eigenerfahrung» oder «selbstorganisiertes respektive selbstreguliertes Lernen» – werde sugge-

riert, dass das gesamte Lernen doch eigentlich ganz natürlich vonstattengehen könnte und dass sich sämtliche Kinder für alle möglichen Inhalte interessieren würden, denn schliesslich komme das Kind neugierig auf die Welt und interessiere sich für so vieles – bis es in die Schule komme, wo es dann schon bald keinen Bock mehr habe.

Die intrinsische Motivation geniesse einen richtig guten Ruf, die extrinsische nicht – und dann werde aufgezeigt, wie die Schule die intrinsische

«Eine Dichotomie zwischen gutem Kind und böser Schule wird herbeigeredet.»

Motivation senke. Die Dichotomie zwischen Person (gutes Kind) und Institution (böse Schule) werde auf diese Weise herbeigeredet und -geschrieben. Und zu der Art von Pädagogik, die darauf basiere, werde ständig Ja gesagt und einmütig genickt.

Mythen und Überredungsvokabeln

Es lohne sich, diesen sprachlichen Mythen auf den Grund zu gehen. R. Reichenbach beginnt mit der sogenannten «Eigenerfahrung». Alle müssten ständig eigene Erfahrungen machen.



Eigenerfahrung sei zu einem didaktischen Prinzip erhoben worden, ähnlich wie etwa die «Lebensnähe». Das sei wohl darum sinnvoll, weil auch das Leben – im Unterschied zur Schule – einen guten Ruf habe. Beim Leben scheine man nie zu wissen, ob das «wahre Leben» erst nach der Schule beginne.

Jedenfalls herrsche der Eindruck vor, die Schule habe irgendwie nichts mit dem richtigen Leben zu tun. Das hatte schon Seneca betont: «Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir.» Diese negative Beurteilung

**«Wer für die Schule lernt,
der lernt immerhin etwas.»**

der Schule bereits in der Antike stelle uns doch nicht zufrieden, sie gebe uns zu denken, und das sei gut. Doch R. Reichenbach hält entgegen, dass, wer für die Schule lerne, immerhin etwas lerne. Das sei doch schon etwas.

Aber eben: Was von innen komme, gelte als gut. Eigenerfahrung gut, Fremderfahrung lieber nicht. Das seien Mythen – er habe nichts gegen sie, aber es blieben Mythen, liebge-wordene, politisch korrekte Mythen, deren Gegenteil fast auch immer der Fall sei und man müsse sie kritisch befragen.

Er wisse nicht, ob viele Zuhörende auch unter dem «selbstorganisierten Lernen» (SOL) litten. Er bitte um Entschuldigung, aber was soll (sic!) denn das bedeuten, nur schon semantisch? Seine Kolleginnen und Kollegen aus der Erziehungswissenschaft würden sich sehr stark damit beschäftigen, aber glaube denn jemand ernsthaft, Lernen würde sich selbst organisieren? Die lernende Person könne sich wahrscheinlich selbst organisieren, aber doch nicht das Lernen! Wenn es ein selbstorganisiertes Lernen gebe, gebe es dann auch ein fremdorganisiertes? Was das bedeute. Oder ein unorganisiertes Lernen? Wisse man nicht, was fremd- oder unorganisiertes Lernen sei, dann könne man auch nicht wissen, was selbstorganisiertes Lernen sei.

Es handle sich in Wahrheit um sogenannte Überredungsvokabeln, auf Englisch: persuasive language. Davon gebe es eine grosse Menge. R. Reichenbach zeigt eine Liste: aktives, offenes und entdeckendes Lernen, Lernarrangements begleiten, Lernumwelten kreieren, ganzheitliches Lernen, kooperatives Lernen, selbsttätiges, eigenständiges, selbstgesteuertes Lernen, nachhaltiges Lernen, Spass machendes Lernen, intrinsisch motivierte Schüler, Schul- und Klassengemeinschaft, autonome Schule, Innovation, Evaluation, Supervision, Selbst- und Sozialkompetenz. Das sei

en jetzt eben wieder solche Begriffe, wo die meisten Anwesenden geneigt sein dürften, zu nicken.

Besonders angetan habe es R. Reichenbach das «aktive Lernen»: «Heute waren wir so richtig aktiv!» – «Das ist ja toll! Und was habt ihr gelernt?» – «Pfff ...» R. Reichenbach sei lange in der politischen Bildung tätig gewesen und würde meinen, die Welt wäre in einem besseren Zustand, wenn ein paar Menschen weniger aktiv wären.

Was gut klingt, kann trotzdem sinnentleert sein

«Aktives Lernen» gelte als gut. Denn das sei ja etwas anderes als passives Lernen. Aber was meine man denn nun eigentlich damit? An dieser Stelle kämen die pädagogischen Psychologen und die Hirnforscher ins Spiel. Bei Letzteren leuchte dann immer etwas im Gehirn auf bei diesen bildgebenden Verfahren. Ganz wie im Universum: Irgendwo explodierte immer irgendetwas.

Die pädagogische Psychologie jedenfalls halte fest, das Lernen sei mit grösster Wahrscheinlichkeit dann produktiv (und «produktiv» sei natürlich ebenfalls gut, es verbreite Zuversicht und sei eben nicht destruktiv – obwohl Sokrates, Kant und Arendt die Ansicht vertraten, Lernen könne destruktiv sein), wenn die lernende Person aktiv an ihrem eigenen Lernprozess beteiligt sei. Dies entspreche dem gängigen Jargon der pädagogischen Psychologie. «Aktiv», «produktiv» plus «eigene Lernprozesse» – mehr positiv besetzte Vokabeln auf einmal gingen ja fast nicht mehr.

**«Erfolgreiches Trinken
setzt voraus, dass der
Trinkende sich aktiv am
eigenen Trinkprozess
beteiligt.»
(Helmut Heid)**

Eine weitere Aussage ähnlicher Art besage, beim Lernen sei es wichtig, dass der Lernende im Mittelpunkt des Lernprozesses stehe. Das klinge

auch sehr gut: im Mittelpunkt, nicht etwa ausserhalb des Lernprozesses oder nur an der Peripherie. Der deutsche Pädagoge Helmut Heid habe solche Aussagen verglichen mit der Aussage: «Erfolgreiches Trinken setzt voraus, dass der Trinkende sich aktiv am eigenen Trinkprozess beteiligt.»

Die pädagogische Sprache als politisierte Sprache

R. Reichenbach hält diese Sprache in gewisser Weise für unvermeidbar und sie besitze eine bestimmte persuasive Kraft durch die verwendeten Aufklärungsvokabeln. Nur seien diese quasi sinnentleert, heruntergekommene Semantiken. Autonomie habe einen guten Ruf, Autorität dagegen nicht. Beide Begriffe entstammten dem politischen Kontext. Die pädagogische Sprache sei im Kern eine politisierte Sprache, und da gebe es eine klare Trennung zwischen den guten und den nicht guten Wörtern.

Der griechische Begriff «Autonomie» bezeichne die Fähigkeit respektive das Recht einer Gemeinschaft – und nicht etwa eines Individuums! –, sich selbst die Gesetze zu geben. Den antiken Griechen habe die Vorstellung, ein einzelner Mensch könne autonom sein, als Hybris gegolten. Spä-

ter jedoch, durch Rousseau und Kant, wurde die Vokabel «Autonomie» benutzt zur Beschreibung des Bildungs- und Entwicklungszieles; man meinte, menschliche Individuen könnten autonom sein. Dies sei eine sehr moderne, kräftige Sprache.

«Die Vorstellung, ein Individuum könne autonom sein, galt den antiken Griechen als Hybris.»

Der Begriff der «Autorität» sei insbesondere durch den Zweiten Weltkrieg sehr stark diffamiert worden. Die Vokabel entstamme ursprünglich der römischen Politik. Der Senat besass zwar nicht die Macht, Dinge durchzusetzen, aber man sollte diesem Rat der Ältesten zuhören, ihm das Ohr leihen – das ist die «Autorität», die man dem Senat zuschrieb. Schleiermacher habe das Ohr übrigens das «Organ des Gehorsams» genannt. Den Erfahrenen zuhören, um anschliessend selbst zu entscheiden – dies sei «Autorität» im klassischen Sinne gewesen.

Auch zum «digitalen Lernen» wolle er kurz etwas sagen. Der Begriff sei seit

einigen Jahren in aller Munde. Doch was ist digitales Lernen? Schon philosophisch sei nicht klar, was analog und was digital sei; das könne man sehr unterschiedlich sehen. Dabei sei es eigentlich ganz trivial: Gemeint sei Lernen mit digitalen Medien. Und nun werde überall so gesprochen, als ob digitales Lernen ein spezifisches Lernen wäre. Doch das stimme nicht. Es sei einfach Lernen.

Differenzen zwischen Lehren und Lernen

Lernen und Lehren würden nicht so eng zusammenhängen, wie man meine. In der Antike habe man gewusst, dass es viele Dinge gebe, die man nicht lehren könne, aber lernen sollte. Dazu gehörten die Tugenden. Diese könne man tatsächlich nicht lehren, glaubt R. Reichenbach. Oder später bei Kant die Urteilskraft, die Fähigkeit, die Dinge in ihrem Kontext zu beurteilen: Das könne man nicht lehren, sondern nur üben. Ein gewichtiger Unterschied!

Dennoch seien die Lehrpersonen sehr wichtig. Aber nicht, weil sie Mittel dazu hätten, Lernen gewissermassen «herzustellen». Das würde nur eine Reihe von Wissenschaftlern glauben. R. Reichenbach hält dies für eine fehlgeleitete Philosophie der Macht, die suggeriere, man könne die Dinge nach eigenem Gusto «herstellen», wenn man es «aktiv» oder «digital» oder wie auch immer mache. Aber so funktioniere Lernen nicht. Das Lernen

«Das Lernen bleibt letztlich ein Geheimnis.»

sei und bleibe letztlich ein Geheimnis, sein Innerstes gebe das Lernen nicht preis. Trotzdem werde gelernt. Doch es gebe eine Differenz zwischen Lehren und Lernen; teilweise werde anderes gelernt, als was gelehrt werde.

Erfahrungen widerfahren einem

Und manche Dinge müsse man auf die harte Tour lernen – dann spreche man von Erfahrung. «Experience is what you get when you didn't get



«Den Erfahrenen zuhören, um anschliessend selbst zu entscheiden – das ist Autorität im klassischen Sinn.»

© stock.adobe.com

what you wanted.» Auch John Dewey habe das so gesehen. Erfahrung habe mit Widerfahrnis zu tun. Der passive Teil dieses Lernens bestehe darin, dass etwas passiere, es gebe einen Ereignisfaktor. Dies könnten negative, schlimme, bedrohliche Dinge sein (Todesfälle, Krankheiten), aber auch positive (beispielsweise das erste Mal diese unvergleichliche Musik von Miles Davis zu hören), etwas, was einen

«Experience is what you get when you didn't get what you wanted.»

ein wenig aus der Bahn werfe, etwa eine Beziehung oder Begegnungen, die nicht planbar seien. Dieser erste Teil der Erfahrung sei ein passives Erleiden, von dem man noch gar nicht wisse, was es ist.

Dann komme der aktive Teil dazu, in dem man überlege, was man nun mit dem mache, was einem widerfahren ist. Man müsse das Ereignis irgendwie in eine Form, in eine Sprache bringen, es artikulieren. Manchmal könne man das nicht alleine, sondern brauche andere dafür, vielleicht – etwa bei einem Schicksalsschlag – sogar eine Selbsthilfegruppe mit Menschen, denen das Gleiche passiert ist. Und dabei gehe es nicht um Wissen im Sinne von: «Jetzt musst du das und das tun!», sondern um Menschen, die das kennen, die einem womöglich Mut machen können.

Erfahrungen mache man nie freiwillig. Wenn Menschen sagten, sie wollten sich selbst ein wenig «neu erfahren», dann sei das Quatsch. Menschen möchten ihre Bedürfnisse befriedigen, aber sie möchten nicht Erfahrungen machen, die sie zu einem Umdenken oder Umlernen zwingen. Jean Piaget nannte diese Prozesse Akkomodationsprozesse, nicht Assimilationsprozesse, will heissen: Jetzt muss ich neu über mich nachdenken. Und niemals gebe man das, was einem Sicherheit gibt, freiwillig auf. «Never change a winning horse.»

Vom Beissen und der Bildung als Risiko

Erziehung habe oft damit zu tun. Eine sehr wirksame Strategie im interpersonellen Verhandlungsprozess sei zum Beispiel das Beissen. Das andere Kind habe den Ball, man gehe hin und beisse es und es lasse den Ball sofort los. Ein Erfolg! Und dafür brauche man nicht einmal viel Übung. Doch eigenartigerweise sei das sozial nicht erwünscht, wie man nach erstmaliger Anwendung rasch merke. Es brauche dann sehr viel an Erziehung, um das Kind von seiner erfolgreichen Strategie wegzubekommen.

Diese Kultur des Umlernen-Müssens, diese Transformationen, das sei höchst interessant. Die ganze Negativität, die dahinterstehe, sei ein Topos in der gesamten Bildungstheorie und -philosophie. Seit der Antike wisse man, dass das Lernen kein «smooth process» sei, der sich irgendwie «herstellen» lasse.

Bildung sei immer auch ein Risiko. Man könne nicht wissen, wie respektive ob man sich verändere durch eine bestimmte Begegnung mit einer Theorie, einer Sprache, einer Kultur, einem Menschen – das bleibe uns nicht verfügbar. Trotzdem erkenne

«Die Herstellungsmentalität von Leuten, die behaupten, sie wüssten, wie es geht, nervt.»

er überall diese Herstellungsmentalität bei jenen Leuten, die glauben oder behaupten, sie wüssten, wie es gehe. Das nerve ihn ungemein, aber mit dem Älterwerden habe er festgestellt, dass seine Empörungskapazität sinke. Überdies habe er gelernt, dass Dauerempörung auch keine sinnvolle Lebensweise darstelle.

Grenzen des Lehrens und die Bedeutung der Kultur

R. Reichenbach zeigt das Bild eines im Unterricht eingeschlafenen Schülers und schildert den damit verbundenen Problemaufriss: Wenn der Geist

inaktiv ist, stosse die paidotrope Orientierung (d.h. die Orientierung am Kind) an organismische Grenzen. Und wenn der Unterrichtsstoff als sinnfrei erlebt wird, komme auch die logotrope (d.h. die Orientierung am Stoff) an ihre Grenzen.

R. Reichenbach glaubt nicht, dass es funktioniere, wenn man immer so tue, als ob das, was man mache, Sinn hätte, und als ob man mitteilen oder beibringen könnte, warum ein Lern-

«Man darf sich nicht davon abhängig machen, ob die anderen den Lerngegenstand auch als wichtig erachten.»

gegenstand wichtig sei. Er glaube stattdessen, man müsse den Lerngegenstand einfach als wichtig hinstellen und dürfe sich nicht davon abhängig machen, ob die anderen das auch so sehen.

Dabei sei die Kultur sehr wichtig. Wer einmal in den USA gewesen sei, wisse, dass Baseball dort sehr wichtig sei. Warum das so sei, eröffne sich einem nicht zwingend, es sei ein ziemlich langweiliges Spiel, wenn man nicht so richtig Baseball-affin sei. Aber viele Zwei- und Dreijährige würden schon Softball, die von den Materialien her weichere Variante des Baseballs, spielen. Wenn man das beobachte, sehe das miserabel aus: Unzählige Male werfe man ihnen den Softball zu und sie würden ihn nicht treffen. Es sei erstaunlich, wie gross die Ausdauer bei allen Helferinnen und Helfern sei. Nun könne man das psychologische Konzept der Selbstwirksamkeit ins Spiel bringen, aber das Ganze sei überhaupt nicht selbstwirksam oder effektiv, und trotzdem machten die immer weiter und weiter.

R. Reichenbach ist überzeugt, ein ähnlicher Softball-Versuch mit Zwei- und Dreijährigen hier in Muttentz würde viel schneller aufhören respektive abgebrochen werden, die Kinder hätten bald keinen Bock mehr darauf. War-

um? Weil Baseball nicht Teil der Kultur von Muttentz, ja von ganz Europa ist. Aber in den USA ist es eben sehr wichtig und so nehme man teil an dieser Kultur. Ob die Leistung da ist oder nicht, spiele sehr lange gar keine Rolle, es gehöre einfach zur Kultur.

Einstehen, wofür man steht

Wenn man alles immer abhängig mache vom Interesse, der Motivation, dem Hirn, dem Individuum, dem Kind, dann begehe man einen grossen Fehler. Man müsse für die Kultur einstehen und dafür, was man vertrete. Das meine übrigens das französische Verb «professer» in etwa. Öffentlich einstehen, wofür man stehe.

**«Das französische Verb
«professer» meint, dafür
einzustehen, was man
vertritt.»**

Und wichtig sei dann eben nicht, ob die Lernenden das auch glauben, sondern dass der Lehrende wisse, was er selbst glaube. Das sei auch das, was die jungen Menschen an den Lehrpersonen schätzen würden. Und nicht: «Du kannst machen, was du willst!»

Er habe lange in Basel gelehrt und er mache sich jetzt – aber nur halbwegs – ein wenig lustig über die liberale Basler Pädagogik. Diese gründe auf drei Säulen: 1. Bildungsschein: Mach es, obwohl du das, was du lernst, in deinem Leben nie brauchen wirst. 2. Nicht zu viel vom Gleichen! 3. Verhütung: Werde nicht zu früh schwanger! Aber abgesehen davon gelte allein: «Du kannst machen, was du willst!»

R. Reichenbach sagt, er sehe derart geprägte Menschen auch in seinen Vorlesungen: 30 Jahre alt, in den Seilen hängend. Da frage er sich: Warum machen die das überhaupt? Ein Studium sei ja freiwillig! Mit manchen verspüre er ein wenig Mitleid, die sähen nicht so gut aus. Mit Fleischstücken verglichen, wären sie eher Tofu. Es fehle eine gewisse Leidenschaft, stattdessen wirkten sie verunsichert und nicht wissend, was sie wollten.

Zuversicht als pädagogische Tugend

R. Reichenbach glaubt, wir befänden uns in einer Krise der Imagination und des Gemeinsinns, und das sei auch eine Krise der Hoffnung und Zuversicht. Aber es gebe eben mehr zu erwerben als Kompetenzen, es gebe auch Tugenden. Eine sehr wichtige davon sei die Geduld, auch wenn sie praktisch unmöglich zu erlernen sei. Eine andere sei die Heiterkeit. Das bedeute nicht, eine Stimmungsbombe sein zu müssen, aber es gehe darum, sich die Stimmung nicht nehmen zu lassen, auch wenn die Lage dunkel, düster und trist sei.

Zuversicht sei eine pädagogische Tugend, die die jungen Menschen verdient hätten – vielleicht heute noch mehr als früher, weil sie diese Zuversicht zuhause oft nicht bekämen und

**«Die jungen Menschen
haben Zuversicht
verdient.»**

weil es gerade nicht so gut aussehe auf der Welt. Deshalb gebe es so viele junge Menschen mit psychischen Problemen, Angststörungen, Depressionen. Das könne nicht gut sein und es müsse Gründe dafür geben.

Er sei davon überzeugt, dass der Mensch am meisten dem anderen Menschen helfe. Wie wir miteinander umgehen, sei entscheidend, und hierbei spielten Lehrpersonen eine wichtige Rolle. Die Schule aber werde so oft unnötig gebasht – stattdessen müsse man eher einmal schauen, was die Schule alles gut mache, und das sei vieles! Einerseits für die Demokratie, andererseits sei die Schule für sehr viele Kinder der einzig verlässliche Ort in ihrem Leben. Nicht das «berühmte Leben» ausserhalb der Schule. Dieses Leben solle «in die Schule kommen»? Welches Leben denn? Der Alkoholismus des Vaters? Die Depression der Mutter? Die Null-Bock-Stimmung im Quartier? Niemand wisse, was «das Leben» sei. Aber es habe einen guten Ruf, anders als die Schule.

Wenn man die Schule auch als Ort des Lebens der jungen Menschen begreife, müsse jeder Tag ein guter Tag sein. Und diese Tage würden nicht der Zukunft geopfert. Die Zukunft sei wichtig, aber wie wir in einen Tag investieren, in die Art und Weise, wie wir mit dem Lerngegenstand umgehen, eine bestimmte Freude daran zeigen, das stärke seines Erachtens den Menschen. Auch wenn alles bieder klingen möge, was er hier erzähle, halte er es für wichtig.

Kitsch, Schmalz und Schwulst

Abgesehen davon, dass ein grosser Teil des modernen pädagogischen Vokabulars aus Überredungsvokabeln bestehe, sei es auch einfach Kitsch. Dieser sei unvermeidlich und gemäss Danièle Lévy erkenne man Kitsch nur dann, wenn man ihn nicht selbst produziere. Kitsch sei nicht einfach ein Kunstprodukt, sondern die Art und Weise, wie wir Dinge wahrnehmen und darstellen, voller froher Botschaften. Die Reformpädagogik quelle davon über, überall fänden sich diese ganz tollen Beispiele. Das triefe oft derart vor lauter Kitsch, man halte es kaum aus.

**«Kitsch erkennt nur, wer
ihn nicht selbst
produziert.»**

Innerhalb des Kitsches gelte es zu unterscheiden zwischen Schmalz und Schwulst. Beim Thema der Erziehung – über das im Übrigen heute kaum noch Pädagogen sprechen würden, stattdessen alle nur noch über das Lernen; darum gebe es so viele Erziehungsratgeber, weil niemand wisse, was Erziehung sei, auch nicht die Erziehungswissenschaftler – werde von denen, die von sich glauben, zu wissen, wie es gehe, sehr gerne geschmalzt. Vielleicht habe ja jemand im Publikum einen Partner oder eine Partnerin, der oder die sich gerne Sendungen wie «Musikantenstadl» anschau (obwohl er das nicht hoffe, denn das wäre eine grosse Übung der Toleranz) – das sei eher Schmalz, wie auch der deutsche Schlager.

Wobei er nicht generell etwas gegen den Schlager habe; wenn er dazu in der Lage wäre, gute Schlager Texte zu schreiben, dann stünde er jetzt nicht hier. Seine Lieblingszeilen aus einem Schlager seien übrigens: «Kalkutta liegt am Ganges, Paris liegt an der Seine, doch dass ich so verliebt bin, das liegt an Madeleine.» Das sei doch ein Topvers! Dreimal komme «liegen» vor, die ersten zwei Male in topografischem Sinne, beim dritten Mal jedoch in kausaler Verwendung. Aber er schweife ab ...

Was er sagen wolle: Wenn Pädagogen über Erziehung sprächen, würden sie das eher wie Schlagersänger tun, nämlich schmalzig. Die Form werde dem Inhalt nicht gerecht. Doch die meisten, mit denen er zu tun habe, sprächen, wie zuvor erwähnt, ohnehin nicht (mehr) über Erziehung, sondern über Bildung – und dann werde nicht geschmalzt, sondern geschwulstet. Dann würden Sätze begonnen wie: «Schon in Adornos «Minima Moralia» findet man ...» Mit dem Effekt, dass die Zuhörenden sich zu fragen begännen, ob respektive was sie überhaupt über Adorno und dessen Schriften wüssten, ob sie, falls gelesen, etwas davon verstanden hätten – und schon würden sie von vorneherein nichts mehr fragen respektive in Frage stellen. So wirke der sogenannte Einschüchterungskitsch.

R. Reichenbach hält Adorno selbst übrigens für einen Kitschproduzenten der höchsten Klasse. Edelkitsch für die gebildete Schicht. Diese wol-

«Die gebildete Schicht will Schwulst und Edelkitsch.»

le den Schwulst – und schwulstig über Bildung reden. In Basel sowieso. Dem «Kulturbasler» sei das sehr wichtig: eine Sprache voller Schmalz und Schwulst.

Verschwundenes pädagogisches Denken und Personenkult

Aber wer könnte denn in der Gegenwart diese heiligen Figuren mitsamt

ihrer schmalzig-schwulstigen Sprache noch kritisieren? Leider passiere das gar nicht mehr. Wer heute Erziehungswissenschaft studiere, habe von den klassischen Pädagogen und Pädagoginnen oft keine Ahnung. Weil schon lange nicht mehr gelesen werde, selbst von Studierenden nicht. Die Tradition des pädagogischen Denkens sei ihnen fremd. Stattdessen würden sie nur noch Zahlen, Zahlen, Zahlen und Methoden kennen. Bildungsideen und Erziehungstheorien dagegen seien unbekannt.

In anderen Fächern verhalte es sich gleich; ob Soziologie, Psychologie, Kommunikationswissenschaft oder Politologie – überall die gleichen Methoden. Das pädagogische Denken sollte leider nicht in den erziehungswissenschaftlichen Instituten gesucht werden, denn dort sei es nicht (mehr) zu finden – obwohl das eigenartig anmutete.

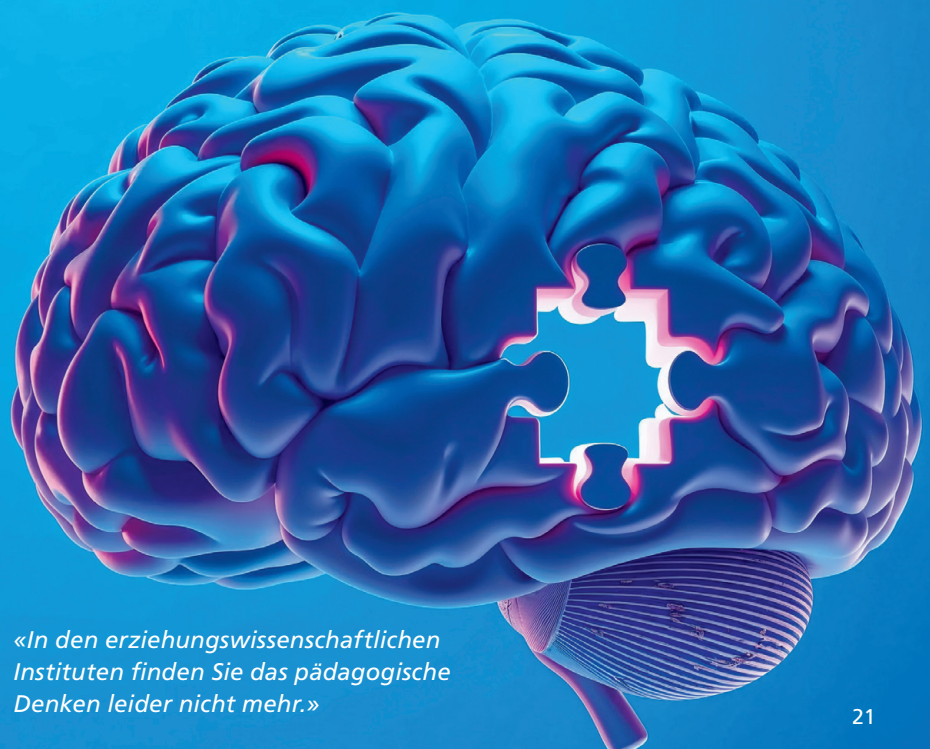
Den ganzen pädagogischen Personenkult lehne R. Reichenbach ab. «Mit Pestalozzi durchs Jahr» – nein, bitte nicht! Auch bei Pestalozzi gebe es fürchterlich schmalzig-schwulstige Stellen. Und wie er sich teilweise mit Jesus vergleiche, das sei unerträglich. Andererseits fänden sich auch inter-

essante Passagen in manchen Werken. Das helfe womöglich nicht in der Praxis, könne aber hilfreich sein für den geistigen Überbau.

Offenbar bräuchten manche Menschen – und das seien nicht wenige – Götzen für sich. Eine bestimmte Professorin sei eine sehr beliebte Götzin für viele gewesen, dabei sei das, was sie zum Teil geschrieben habe, unhaltbar gewesen: Das Kind wurde mit Jesus verglichen, die Schulbank mit dem Kreuz, die kleinen Füßchen würden dort angenagelt, die Dornenkrone aufgesetzt, jeden Tag blute es in der Schule, aber jeden Tag auferstehe das Kind wieder neu. Nicht auszuhalten, dieses Triefen!

Er habe einige Jahre in Münster gearbeitet, wo es ein Montessori-Zentrum gebe. Deswegen habe er sehr viel zu Montessori-Themen prüfen müssen. Er habe dies als überaus mühsam in Erinnerung. Doch dann habe er festgestellt, dass die meisten Studierenden, die sich über Montessori prüfen lassen wollten, gar nie Montessori gelesen hätten! Man habe diesen und jenen Kurs besucht und wisse über Montessori Bescheid, sie sei «die Gute» – mehr war da nicht.

© stock.adobe.com



«In den erziehungswissenschaftlichen Instituten finden Sie das pädagogische Denken leider nicht mehr.»

In Absprache mit einem Kollegen habe er die Studierenden dann in seinem Büro je zwei Seiten von Montessori lesen lassen, um danach zu entscheiden, ob die Autorin wirklich Prüfungsinhalt bleiben solle. Etwa die Hälfte sei dadurch davon abgehalten worden; teilweise waren sie scho-

«Sind Montessori-Schulen wegen oder trotz Montessoris Pädagogik erfolgreich?»

ckiert über das, was sie gelesen hatten. Dort, wo es zur Prüfung kam, habe er folgende Frage gestellt: «Warum sind die Montessori-Zentren und -Schulen so erfolgreich: wegen oder trotz Montessoris Pädagogik?» Er lade auch die Zuhörenden ein, darüber nachzudenken.

Geschwächte Gratiskräfte

Er näherte sich nun dem Schluss des Referats. Die Schulen hätten ein Problem, und dieses betreffe die Selbstverständlichkeit der Art und Weise, wie Schule betrieben werde. Diese sei nicht mehr gegeben oder zumindest geschwächt. Thomas Ziehe und Herbert Stubenrauch hätten dies schon vor einigen Jahren beschrieben und dabei den Ausdruck «geschwächter Gratiskräfte» geprägt. Eine Gratiskraft ist etwas, was der Lehrperson bei ihrer Arbeit hilft, ohne dass sie selbst dafür etwas tun muss.

Gemäss Ziehe und Stubenrauch betrifft die erste geschwächte Gratiskraft den Bildungskanon. Dieser besitze (oder besass) eine Autorität und durfte nicht hinterfragt werden. Schillers «Glocke» etwa gehörte lange zum Kanon und musste einfach von allen gelernt werden, warum auch immer. Das erinnere wiederum an die Kirche respektive die römische Trinität: Autorität, Religion und Tradition. Diese hätten eines gemeinsam: Wenn man sie hinterfrage, brächen sie zusammen, und zwar alle drei.

Das sei die Moderne: Eine Krise von Autorität, Religion und Tradition.

Und dazu müsse man Ja sagen. Schleiermacher habe gewusst, dass die entscheidende pädagogische Frage in dieser Krise laute: «Was will die ältere

«Die Moderne ist eine Krise von Autorität, Religion und Tradition.»

Generation von der jüngeren?» Und gleichzeitig zu wissen, dass die jüngere Generation noch nie so herausgekommen sei, wie es die ältere gewollt habe. Das sei moderne Pädagogik.

Prinzip und Kriterien des pädagogischen Zeigens

Was aber nicht moderne Pädagogik sei: Es dem Kind zu überlassen, was es wolle. Die Zeige-Operation sei das Wesentliche. Die Welt zu zeigen, die

«Die Liebe zur Welt und die Welt zeigen zu wollen, ist der Grundstock der Pädagogik.»

Leidenschaft für die Welt (nach Hannah Arendt), die Liebe zur Welt sei sozusagen der Grundstock der Pädagogik. Was die jüngere Generation dann damit mache, sei deren Sache.

Für R. Reichenbach gilt das Prinzip des dreifachen Zeigens des Unterrichts: 1. Den Lerngegenstand zeigen. 2. Sich als zeigende (d.h. lehrende) Person zeigen. 3. Das Zeigen zeigen. Hierzu gehören vier Kriterien des pädagogischen Zeigens: 1. Der Lerngegenstand ist (zumindest mir) wichtig. 2. Ich will, dass du das lernst. 3. Ich weiss, dass du es kannst. 4. Ich helfe dir dabei.

Eine zweite geschwächte Gratiskraft sei das Generationenverhältnis: Den Älteren zu folgen; zu tun, was diese sagen, ihnen ein gewisses Vorstrichvertrauen entgegenzubringen. Die dritte geschwächte Gratiskraft schliesslich sei jene der Selbstdisziplin: Dass Lernen nicht unbedingt Spass mache, sondern primär eine Anstrengung darstelle.

Scheinpädagogik und Nürnberger Trichter

Von diesen drei früheren Gratiskräften könne man heute nicht mehr ausgehen. Die ganze moderne Pädagogik rechne schon gar nicht mehr mit der Anstrengungsbereitschaft. Nur sei das gar nicht typisch für unsere Kinder und Jugendlichen. Wenn man etwa – ausserhalb der Schule – im Sport oder in der Musik weit kommen wolle, gelte eine ganz andere, und dort vollkommen unbestrittene Pädagogik: «Ich zeige dir, wie es geht, und du übst das, bis du es kannst.» So komme man vorwärts.

Würde man heute in der Ausbildung zur Lehrperson in einer pädagogischen Prüfung so etwas sagen, dann würde man durchfallen – obwohl es

«Ich zeige dir, wie es geht, und du übst das, bis du es kannst.»

die genau richtige und effektivste Art des Lehrens und Lernens ist! Das sei doch pervers. Und zeige, dass vieles, was sich in der Pädagogik als «modern» verstehe, nur Scheinpädagogik sei.

Der Nürnberger Trichter, den R. Reichenbach einblendet, habe lange Zeit als der grosse Feind einer modernen Pädagogik gegolten. Der Trichter als Symbol für die Stoffüberfrachtung, es gebe zu viel Stoff – schon das Wort «Stoff» sei hässlich. Man könne die Schüler nicht mit Stoff vollstopfen. In Wahrheit aber habe der Nürnberger Trichter gar nicht diese Bedeutung gehabt, dahinter habe eine ganz andere Konzeption gestanden, worauf er an dieser Stelle jedoch nicht eingehen werde. Aber: Ihm hätte diese Idee durchaus gefallen, wenn man einfach so in die Schule gekommen wäre und das Wissen und Können wäre einem portionenweise eingeflossen worden, ganz von alleine. Und das solle das Feindbild sein? Das wäre doch höchst angenehm, wenn das einfach so ginge!

Eine kritische Loyalität der Schule gegenüber

Die institutionalisierte Bildung (also Schulen) in modernen Gesellschaften weist Vor- und Nachteile auf. Zu den Vorteilen gehörten die Sicherung der Langfristigkeit, Systematik und Kumulativität des Lernens, das recht hohe Reflexionsniveau und der Zusammenhang zwischen schulischer Bildung (via Intelligenz) und Demokratie; zu den Nachteilen zählten das meist aus dem Alltagszusammenhang herausgelöste Lernen sowie die Unsicherheit hinsichtlich der «Herstellung» von Motivation bzw. persönlicher Bedeutsamkeit auf Seiten der Lernenden. R. Reichenbach glaubt nicht, dass man diese Vor- und Nachteile aufheben könne.

Die sogenannte Erarbeitungsdidaktik («der Lerngegenstand ist aus dem Kind herausgekommen») etwa, die als Gegenmittel zum fehlenden Alltagszusammenhang angepriesen wurde, sei eine totale Illusion. Das habe er schon in seinen eigenen Praktika am Lehrerseminar vom Praxislehrer auf unangenehme Weise veranschaulicht bekommen – er bereue, dass er damals nicht widersprochen, sondern die «so-tun-als-ob-Einführung» in das Thema «Niere» wie geheissen wider die eigene Überzeugung völlig gekünstelt durchgeführt habe und halte sich deswegen seither für «didaktisch geschädigt».

Deshalb müsse man zu dieser Schule mit ihren sogenannten Vor- und Nachteilen eine Loyalität entwickeln. Nicht eine unkritische – aber eine kritische Loyalität der Gesellschaft der Schule gegenüber sei wichtig; die gesellschaftliche Anerkennung von Schule und Lehrpersonen von grösster Bedeutung.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte die schwedische Sozialreformerin Ellen Key das berühmte Buch «Das Jahrhundert des Kindes» publiziert. Darin argumentierte sie dahingehend, dass, wenn man wolle, dass es den Kindern gut gehe, man es schaffen müsse, dass es den Müttern gut gehe. Er halte dies für einen sehr guten Gedanken. R. Reichenbach glaubt, dass, wenn man eine «produktive» Schule wolle, man es schaffen müsse, dass die Lehrpersonen in ihrer Tätigkeit einen Sinn sehen und sich von der Gesellschaft gestützt fühlen.

Hans A. Traber, pädagogischer Enthusiast

Nach einer Tour d'horizon durch die Lehrerschaft seiner Kindheit und Jugend, die noch einmal verdeutlichen soll, wie es Lehrpersonen einzig möglich sei, ihre eigene Begeisterung für einen Lerngegenstand zu demonstrieren, blendet R. Reichenbach ein Bild von Hans A. Traber ein, dem Schweizer Naturforscher und Mode-

rator aus der Zeit des Schwarz-Weiss-Fernsehens.

Das Besondere an diesem Mann sei gewesen, wie auch in einer Sendung über Wasserläufer sein Enthusiasmus für das Thema jederzeit spürbar gewesen sei. Heute würde Traber wohl als negatives Beispiel für «Lehrerzentriertheit» herhalten müssen, dabei müsse man auf die Zuhörenden genau so eine Wirkung wie Hans A. Traber entfalten, wenn man etwas vermitteln wolle.

Verabschiedung und Dank

R. Reichenbach bedankt sich für die Aufmerksamkeit. Er erntet vom Publikum einen lang anhaltenden Applaus.

R. von Wartburg ergreift das Mikrofon, um sich beim Referenten für seine «Mischung aus Vortrag und Performance» zu bedanken. Er glaube, es sei noch nie während eines Referats an einer DV so viel gelacht worden – ohne dass das Publikum deswegen die Konzentration verloren hätte. Bei der Übergabe von zwei Präsenten brandet noch einmal Beifall auf.

«Eine kritische Loyalität der Gesellschaft der Schule und den Lehrpersonen gegenüber ist von grösster Bedeutung.»

Lichtblick

Lenny gibt nicht auf

von Roger von Wartburg

Das hatte ich zuvor noch nicht erlebt: In den Sommerferien 2020 erhielt ich einen Anruf von einer Frau, deren Sohn nach ebendiesen Ferien auf der progymnasialen Stufe zu mir in den Unterricht kommen sollte. Als besagter Anruf einging, hatte ich also weder Sohn noch Mutter jemals gesehen.

Die Mutter schilderte mir eindrücklich die massiven gesundheitlichen Beschwerden ihres Sohnes. Ich machte mir eifrig Notizen, fragte nach, musste aber dennoch im Anschluss an das Gespräch diverse medizinische Fachbegriffe googeln. Lenny* litt an mehreren genetisch bedingten Geburtsgebrechen, deren Auswirkungen sich teilweise erst im Laufe der Jahre zeigten respektive verschlimmerten. Starke chronische Schmerzen verunmöglichten den Sportunterricht dauerhaft und schränkten Lennys Alltag auch sonst in vielerlei Hinsicht ein. An Schulreisen, Lagern oder Exkursionen konnte er nicht oder nur in reduziertem Umfang teilnehmen. Verschiedene Therapien waren bereits ausprobiert, verworfen oder beibehalten worden. Die Schmerzen blieben und verunmöglichten oft sogar das Sitzen.

Ich lernte Lenny als etwas zurückhaltenden, aber freundlichen und interessierten Schüler kennen. Insbesondere in Englisch erzielte er kontinuierliche Fortschritte in hohem Tempo. Auch von historischen Themen fühlte er sich augenscheinlich angesprochen. Leider fehlte er immer wieder im Unterricht, musste sich mehrmals infolge akuter Beschwerden in die Notaufnahme begeben, regelmässig neue Tests und zusätzliche Therapieansätze über sich ergehen lassen sowie ständig weitere Fachärzte konsultieren. Das Krankheitsbild war komplex. Der Junge tat mir leid.

Nach dem ersten Schuljahr in der Sek P verbesserte sich die Situation nicht, eher im Gegenteil. Die Fehlzeiten wurden noch grösser, die Beschwerden noch multipler. Trotz alldem: Wenn Lenny in der Schule sein konnte, liess er sich nicht hängen. Ende des zweiten Schuljahres schaffte er die

Promotionsbedingungen und damit den Übertritt in die «P3». Alternative Szenarien hatten wir zuvor gemeinsam mit allen Beteiligten diskutiert, aber vorerst verworfen.

In den ersten Monaten des dritten progymnasialen Schuljahres verschlechterte sich Lennys Gesundheitszustand noch einmal. Er pendelte zwischen Spital, Kardiologen, Neurologen, Orthopäden, Akupunktur, Physiotherapie, Osteopathie, der Schule und seinem Zuhause. Was mich inmitten vieler schlechter Nachrichten am meisten freute,

war der Umstand, dass mehrere Klassenkameraden Lenny in den Schulferien zuhause besuchten, was sich positiv auf seine Psyche auswirkte.

Lennys Mutter berichtete mir derweil von kräftezehrenden Auseinandersetzungen mit der Krankenkasse hinsichtlich Kostengutsprachen, bürokratischem Irrsinn, fehlender Kommunikation seitens Spezialkliniken und der Hoff-

nung auf neu entwickelte Medikamente. Nicht nur Lenny, auch seine Eltern führten auf mehreren Ebenen einen ungemein harten Kampf.

Oft wusste ich kaum mehr, was ich antworten sollte; alles erschien mir unpassend. Einmal behelf ich mir mit einem Zitat, das dem grossen Kant zugeschrieben wird: «Drei Dinge helfen, die Mühseligkeiten des Lebens zu tragen: die Hoffnung, der Schlaf und das Lachen.» Noch während ich die Nachricht abschickte, fühlte ich mich elend, weil mir das Ganze gar schrecklich floskelhaft vorkam. Zu meiner Überraschung nahm die Adressatin den Gedanken dennoch dankbar auf.

Im Frühjahr 2023 kamen wir anlässlich zweier weiterer Gespräche unter Einbezug der Schulleitung überein, Lenny die «P3» wiederholen zu lassen. Er hatte schlicht zu viel Unterrichtszeit verpasst. Lenny begab sich gegen Ende Schuljahr in eine Rehaklinik und wurde vorsorglich bei der IV angemeldet.

Im August 2023 erhielt ich von Lennys Mutter ein neuerliches Update zu seinem gesundheitlichen Zustand. Sie



bedankte sich zudem für das Verständnis und die Unterstützung in den zurückliegenden drei Jahren und meinte, ohne diese Hilfe wäre das alles gar nicht möglich gewesen. Mir war dies, wie ich ihr schrieb, ein wenig unangenehm, da ich den Eindruck hatte, meine Reaktionen seien oft eher Ausdruck grösserer Rat- und Hilflosigkeit gewesen. Als ich den Chatverlauf noch einmal durchsah, stellte ich zu meinem eigenen Erstaunen fest, dass er über 200 hin- und hergeschickte Nachrichten umfasste. Dieses «virtuelle Zuhören und Anteilnehmen» wurde geschätzt.

Obwohl Lenny ab dem Schuljahr 2023/24 nicht mehr mein Schüler war, hielt mich seine Mutter auf dem Laufenden. Von Zeit zu Zeit sah ich ihn auch persönlich in den Gängen unseres Schulhauses. Im Sommer 2024 konnte Lenny eine von der IV unterstützte Integrationsmassnahme beginnen in einem Betrieb, wo er zuvor bereits Schnuppertage absolviert hatte.

Vor wenigen Wochen schliesslich erreichte mich die vorerst letzte Nachricht: Nach neuerlichen Rückschlägen und zwei überstandenen Operationen hat Lenny seine Lehre als Informatiker Applikationsentwicklung in Angriff genommen. Er kann sie mit einem Pensum von 80 % durchlaufen, damit er daneben genügend Zeit für Therapien und Arztbesuche hat.

Für mich ist Lenny in Wahrheit gar nicht Lenny, sondern Rocky. Rocky Balboa. Dieser sagt im Film zu seinem Sohn: «Nichts schlägt so hart zu wie das Leben. Was zählt, ist, wie viele Schläge man einstecken kann und trotzdem weitermacht. Auf diese Weise gewinnt man.»

Kämpf weiter, Lenny! Du bist ein Sieger! Ein Champion!

* Name geändert

Unsere Werbung für das Sparkonto Plus, die zur Eröffnung eines solchen animieren soll und die jetzt überall in der Schweiz zu sehen ist, im TV, auf Plakaten, online oder auch in Anzeigen ist in diesem Fall vielleicht etwas kompliziert, vor allem wegen der langen Sätze. Aber der Zins ist gut.

Werbung naja, Zins gut. Als Mitglied des LCH profitieren Sie zudem von weiteren attraktiven Konditionen. Mehr unter cler.ch/lch

*Dieser Zinssatz entspricht einem Vorzugszinssatz (Basiszins zuzüglich Bonus für bestimmte Nettoneueinlagen). Dauer und Voraussetzungen für die Gewährung von Vorzugskonditionen unterscheiden sich bei neu eröffneten und bestehenden Konten. Sämtliche Details finden Sie unter www.cler.ch/sparkonto-plus



Zeit, über Geld zu reden.

Bank
Banque
Banca **CLER**

Anhaltende Lese- und Sprachkrise im Klassenzimmer

Warum die ÜGK-Ergebnisse alarmierend sind

von Benjamin Hänni und Roger von Wartburg

Im Rahmen des HarmoS-Konkordats wurde festgelegt, nationale Bildungsziele für die obligatorische Schule zu entwickeln, einzuführen und regelmässig zu überprüfen. Diese Bildungsziele sind als Mindeststandards (Grundkompetenzen) formuliert und beschreiben, welche Kompetenzen praktisch alle Schülerinnen und Schüler in der Schulsprache, in den Fremdsprachen, in der Mathematik und in den Naturwissenschaften bis zu einer bestimmten Schulstufe erreicht haben sollen. Die Zielerreichung jedoch, so zeigt es die zweite Überprüfung der Grundkompetenzen (ÜGK), liegt in weiter Ferne – mit fatalen Folgen.

Die ÜGK 2023

Im Frühjahr 2023 wurde im 11. Schuljahr (Zählweise inkl. Kindergarten, d.h. in der 3. Sekundarklasse) mittels tabellarisierter Tests überprüft, inwieweit diese Grundkompetenzen erreicht werden. Getestet wurden in der Schulsprache die Bereiche Lesen und Orthografie, in den Fremdsprachen Lese- und Hörverstehen. Für das Lesen gelten nationale, für die Orthografie sprachregionale Ziele.

Die Relevanz des Lesens

Schulsprachliche Fähigkeiten sind eine zentrale Grundlage

für erfolgreiches Lernen: Nur wer Texte versteht, kann sich lesend fachliches Wissen aneignen. Nur wer Fragen mit einem kohärenten, verständlichen und sprachlich passenden Text beantworten kann, macht sein Verstehen für andere sichtbar und beurteilbar.

Darüber hinaus ermöglicht sprachliche Bildung nicht nur die schulisch-berufliche Teilhabe, sondern auch die staatsbürgerliche und gesellschaftlich-kulturelle Mitwirkung. Ausreichend entwickelte literale Kompetenzen befähigen dazu, bewusst gestaltete Partei- und Abstimmungsin-

Abbildung 2-1: Aufgabenbeispiel zu argumentativem Text mit impliziter Verstehensleistung

Der folgende Text stammt von der Internetseite www.bauberufe.ch.

Lerne Strassenbauer oder Strassenbauerin

Jedes Mal, wenn du den Fuss vor die Türe setzt, brauchst du Strassen. Dass die über 70'000 Kilometer Strassen in der Schweiz sicher sind, dafür sorgen die Strassenbauer und Strassenbauerinnen.

Doch diese können mehr: Sie machen auch Plätze und Trottoirs, Rad- und Fusswege, kleine Mauern und Treppen, Strassenkreisel und Verkehrsinseln.

Der Beruf des Strassenbauers und der Strassenbauerin hat viele schöne Seiten: Du arbeitest nie alleine. Du bist körperlich aktiv und immer draussen. Deine Chancen auf dem Arbeitsmarkt sind nach der abgeschlossenen Lehre ausgezeichnet, zudem wirst du gut bezahlt. Die Weiterbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten sind ebenfalls sehr vielseitig.

Du musst aber auch wissen, dass du bei jedem Wetter draussen arbeitest. Und trotz Maschinen bleibt der Strassenbau eine körperlich anstrengende Arbeit. In seltenen Fällen musst du auch am Wochenende arbeiten.

Quelle: bauberufe.ch

Frage 2

Welche Aussage fasst den zweiten Absatz («Doch diese können ...») am besten zusammen?

- ☐ Im Strassenbau erwarten dich vielseitige Aufgaben.
- ☐ Im Strassenbau muss man die Verkehrsregeln kennen.
- ☐ Im Strassenbau ist man mit dem Rad und zu Fuss unterwegs.

Weiter

formationen zu verstehen, Nachrichten zu verfassen, sich über Freizeitangebote zu informieren, Anmeldeformulare auszufüllen etc.

Auch wenn der Erwerb dieser Fähigkeiten über die obligatorische Schulzeit hinausgeht, bildet das Erreichen der Grundkompetenzen am Ende der Volksschule die Grundlage für Ausbildung, Weiterbildung und Beruf sowie die Partizipation in der Gesellschaft und an demokratischen Prozessen.

Lesekompetenz und Aufgabenbeispiele

Grundkompetenzen im Lesen beruhen auf einem Modell, das verschiedene kognitive Prozesse berücksichtigt: Auf tiefer Ebene werden Buchstaben und Wörter erkannt, auf höherer Ebene Inhalte verdichtet, mit Vorwissen und Lesesezielen verknüpft und zu einem Gesamtverständnis zusammengeführt. Dieses mündet in ein Situationsmodell – eine mentale Repräsentation des Textinhalts. Schülerinnen und Schüler, welche diese Grundkompetenzen erreichen, können Aufgaben wie jene auf S. 26/27 unten¹ in der Regel richtig lösen.

Ergebnisse ÜGK 2023 betreffend Baselland

83 % der Baselbieter Schülerinnen und Schüler erreichten die Grundkompetenz im Lesen in der Schulsprache Deutsch². Was auf den ersten Blick womöglich nach einer soliden Quote klingen mag, ist bei genauerem Hinsehen besorgniserregend. Denn es sei wiederholt: Diese Kompe-

tenzen sollten von praktisch *allen* Schülerinnen und Schülern erreicht werden. Wie die Aufgabenbeispiele verdeutlichen, wird dabei wahrlich nichts sprachlich Anspruchsvolles von den Jugendlichen verlangt.

Anders gesagt: In einer Klasse mit 24 Schülerinnen und Schülern sitzen vier Jugendliche, die am Ende der obligatorischen Schulzeit nicht über die notwendigen basalen Grundlagen im Lesen verfügen. Ihnen fehlt das sprachliche Fundament für ein erfolgreiches Vorankommen resp. die Möglichkeit der Teilhabe in beruflicher wie gesellschaftlicher Hinsicht.

Die Ergebnisse nach Leistungszügen

Aufgeschlüsselt nach Leistungszügen wird das wahre Ausmass der Problematik noch deutlicher. Ganze 15 % der Jugendlichen im Leistungszug E erreichen die Grundkompetenzen im Lesen nicht. Das darf nicht sein.

Geradezu erschütternd ist die Lage im Leistungszug A: Dort verfehlt fast die Hälfte der Schülerinnen und Schüler die geforderten Mindeststandards. Das politische Ziel, dass bis zum 25. Lebensjahr 95 % aller jungen Menschen im Land einen Abschluss auf der Sekundarstufe II erlangen sollen, wirkt vor diesem Hintergrund Lichtjahre entfernt.

Gesellschaft und schulische Reformen

Das ausserschulische Lesen hat einen schweren Stand. Die «Konkurrenz» in der Freizeit von Kindern und Jugendli-

Abbildung 2-3: Aufgabenbeispiel zu instruktivem Text mit expliziter Verstehensleistung

Dieser Text stammt aus einem Kochbuch.

Crème brûlée

Zutaten für vier Personen

- 4 Eigelb
- 5 dl Rahm
- 100 g Zucker
- 4 Teelöffel brauner Rohrzucker
- 0,5 Vanillestängel

Zubereitung

Den Ofen auf 160 °C vorheizen.
Den Rahm in eine Pfanne geben. Den halben Vanillestängel längs aufschneiden und die Samen mit einem spitzen Messer herauschaben. Die Samen zum Rahm geben und zusammen aufkochen.
Unterdessen das Eigelb in einer grossen Schüssel mit dem Zucker schaumig rühren (bis die Masse hell ist). Den heissen Rahm mit der Eimasse mischen und durch ein Sieb in vier ofenfeste Förmchen giessen. Die Förmchen auf ein Backblech stellen und dieses bis auf halbe Höhe der Förmchen mit Wasser füllen (Wasserbad). Die Förmchen mit Alufolie abdecken und für 40 bis 45 Minuten in den vorgeheizten Ofen stellen. Jedes Förmchen mit einem Teelöffel Rohrzucker bestreuen und 2 bis 3 Minuten unter den Grill geben, bis der Zucker karamellisiert.

Anrichten

Die Crème brûlée 5 bis 10 Minuten abkühlen lassen, damit der Zucker fest wird, und lauwarm servieren.

Quelle: colruyt.be

Frage 3

Mit welchem Hilfsmittel muss man die Vanillesamen ausschaben?

- ☐ Mit einem Teelöffel.
- ☐ Mit einem spitzen Messer.
- ☐ Mit einer Pfanne.

Weiter

chen ist durch Smartphones, Social Media und eine boomende, höchst innovative Gaming-Industrie immer stärker und verlockender geworden. Auch viele Erziehungsberechtigte hängen vor den Augen ihrer Kinder permanent am Handy; in zahlreichen Familien wird nicht mehr vorgelesen, sondern der Nachwuchs von klein auf mit Tablets ruhiggestellt. Hinzu kommt eine konstant wachsende Population von Schülerinnen und Schülern fremder Muttersprache.

In dieser gesamtgesellschaftlich prekärer werdenden Situation wurde die Volksschule in den vergangenen 15 Jahren

durch Reformen umgepflügt. Zu den einschneidendsten gehören die Integrative Schule, die Frühfremdsprachen und der Lehrplan 21.

Die Vorverlegung des Fremdsprachenunterrichts und der überfrachtete Lehrplan 21 haben dazu geführt, dass gerade auf der Primarstufe die Zeit fehlt, um sich vorrangig der Kompetenzentwicklung in der Schulsprache Deutsch widmen zu können. Dass die laufende Debatte über eine all-fällige (Rück-)Verschiebung des Startzeitpunkts des Fremdsprachenunterrichts selbst von einer Bundesrätin mit dystopischen Abgesängen auf die nationale Identität garniert

Abbildung 2.1: Anteil GK-erreichender Schülerinnen und Schüler im Kompetenzbereich Lesen in der Schulsprache (L1) nach Kantonen

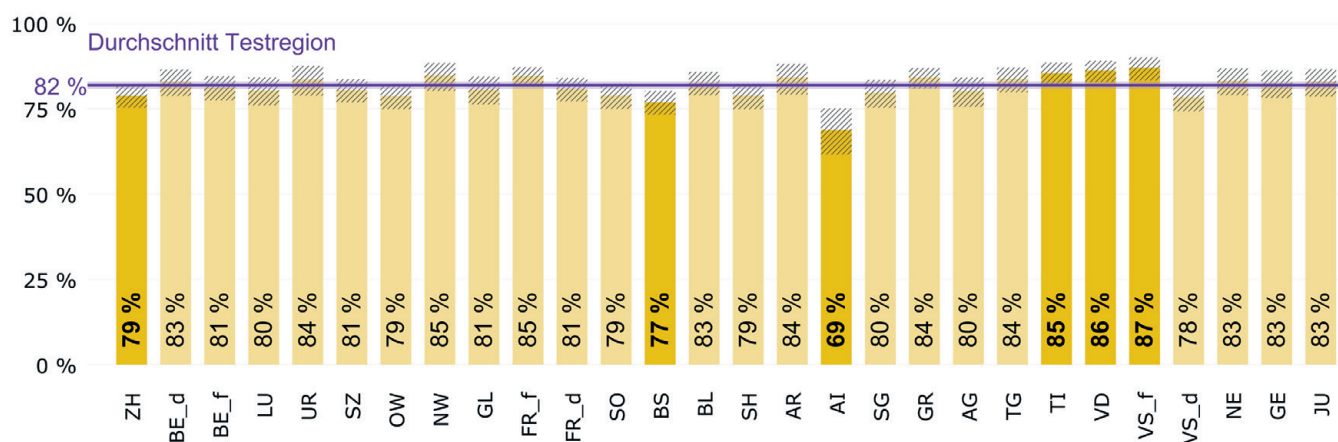
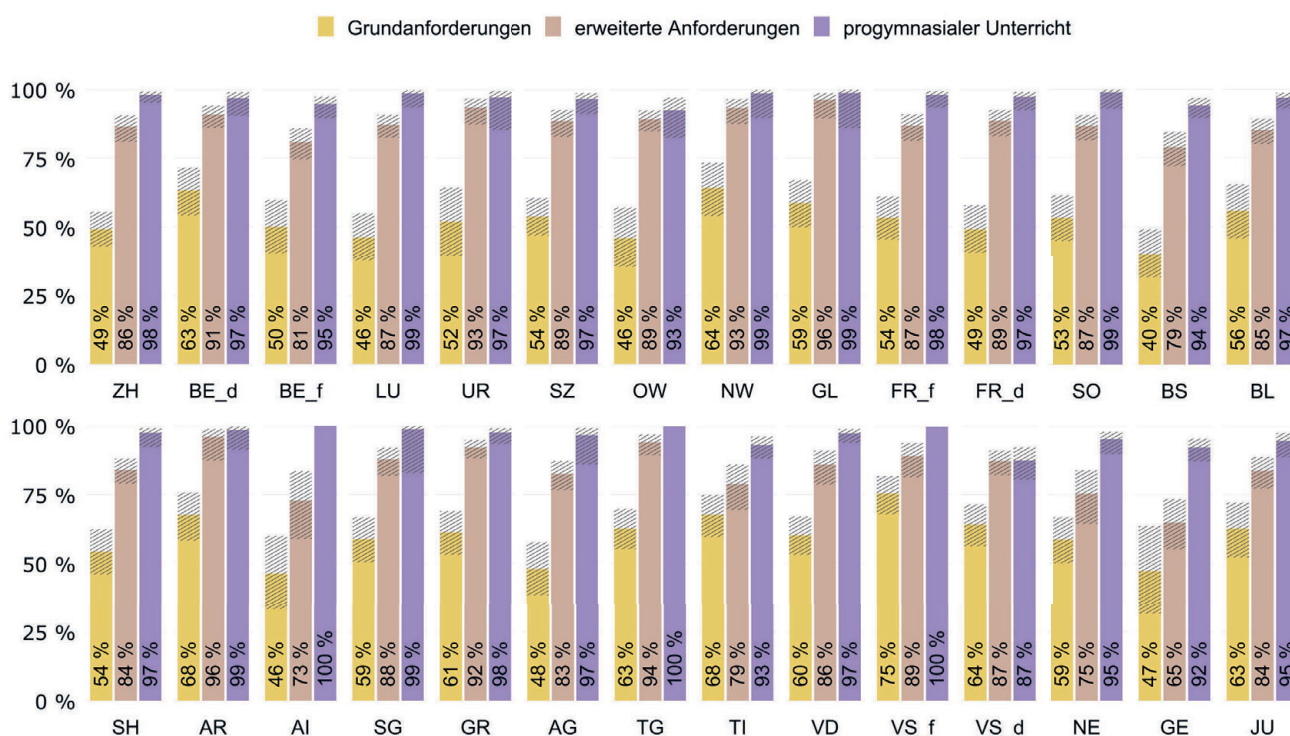


Abbildung 3.2: Anteil GK-erreichender Schülerinnen und Schüler im Kompetenzbereich Lesen in der Schulsprache (L1) nach Schultypen und Kantonen



wird, ist Ausdruck einer irrlichternden Bildungspolitik, wie sie sich seit der Jahrtausendwende präsentiert.

Die Apolegeten der Integrativen Schule ihrerseits hatten vor deren Implementierung dahingehend argumentiert, ihr Modell käme restlos allen Beteiligten zugute: den schwächeren, den mittelmässigen und den starken Schülerinnen und Schülern. Wäre dies der Fall, müssten wir seit der Einführung der Integrativen Schule eigentlich ein beständiges Anwachsen des durchschnittlichen schulischen Könnens und der Abschlussquote auf der Sekundarstufe II erleben.

Leider ist das Gegenteil der Fall. Ob PISA, Checks oder ÜGK – die Leistungen sinken oder stagnieren auf unbefriedigendem Niveau. Was die Frage nach sich zieht: Wann und wie soll eigentlich jemals die Zielerreichung der Integrativen Schule systematisch erhoben werden?

ÜGK Orthografie – Ist das alles?

Obwohl die Erhebung den klingenden Titel «Überprüfung der Grundkompetenzen» trägt, werden im Bereich Orthografie lediglich drei Dimensionen des expliziten Regelwissens überprüft: Gross- und Kleinschreibung, regelorientierte Wortschreibung und Kommasetzung. Doch was

Abbildung 2.2: Anteil GK-erreichender Schülerinnen und Schüler im Kompetenzbereich Orthografie in der Schulsprache (L1) Deutsch nach Kantonen

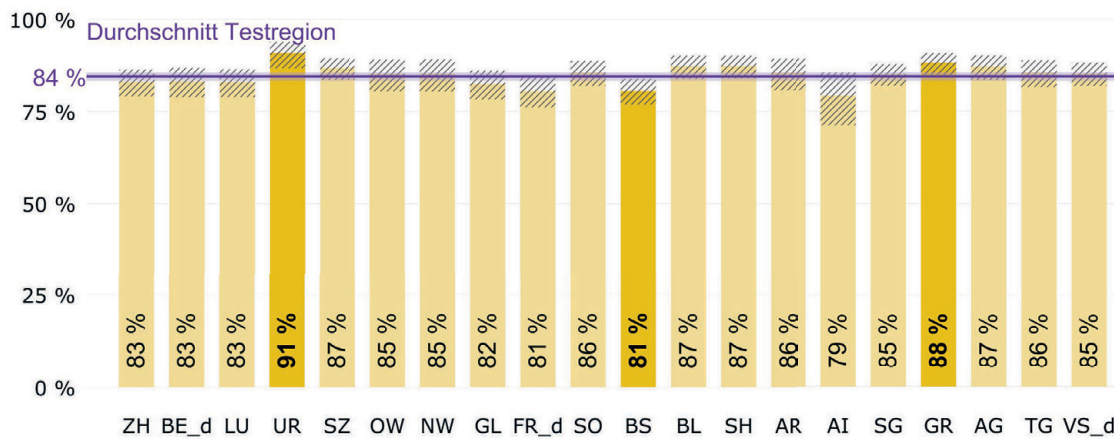
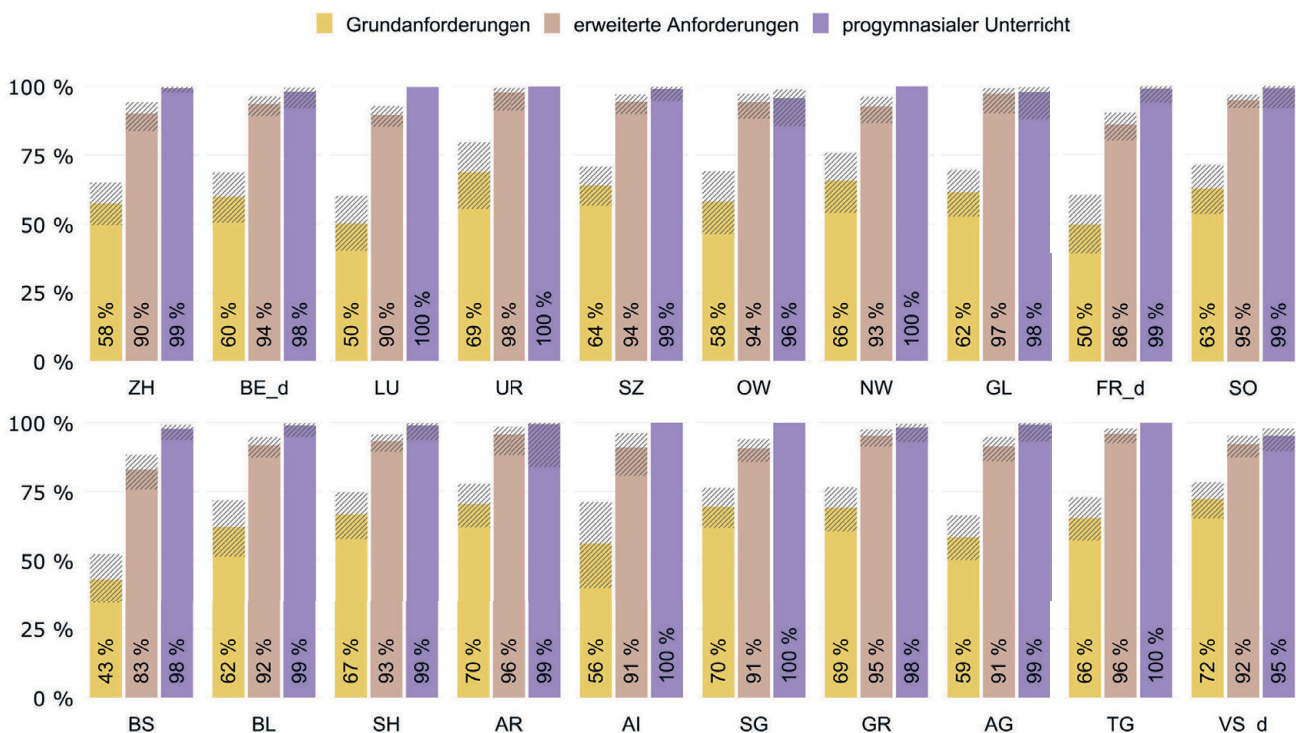


Abbildung 3.3: Anteil GK-erreichender Schülerinnen und Schüler im Kompetenzbereich Orthografie in der Schulsprache (L1) Deutsch nach Schultypen und Kantonen



wird in den entsprechenden Aufgaben dabei überhaupt konkret untersucht?

Im Bereich der Gross- und Kleinschreibung umfassen die Aufgaben konkrete und abstrakte Nomen, Nomen mit typischen Suffixen wie «-heit» oder «-keit» sowie Nominalisierungen von Verben und Adjektiven. Originalbeispiel: *Gross oder klein? Dieser Streich/streich hat uns in eine Schwierig/schwierige Lage gebracht.*

Bei der «regelerorientierten Wortschreibung» stehen die ie-Schreibung, die e-/ä-Schreibung sowie die Doppelkonsonantenschreibung im Fokus. Originalbeispiel: *e oder ä? Ziemlich blauäugig/blaeueugig haben wir uns der Gefahr ausgesetzt/ausgesätzt.*

Die Kommasetzung wird in Reihungen mit und ohne «und» bzw. «oder» sowie zwischen Haupt- und Nebensätzen getestet. Auf Fälle fakultativer Kommasetzung wird bewusst verzichtet. Originalbeispiel: *Wir müssen _ uns ziemlich beeilen _ wenn wir den Anschlusszug _ nicht verpassen wollen.*

Die Leserinnen und Leser erkennen schnell: Selbst geschrieben werden muss dabei nichts. Und bei den ersten beiden Originalbeispielen liegt die Trefferquote dank binärem Ausschlussverfahren stets bei 50 % – selbst bei Menschen, die noch überhaupt nie mit der deutschen Sprache in Berührung gekommen sind.

Wenn von den Jugendlichen derart wenig verlangt wird, gibt es keinen Grund, auf die Quote von 87 % stolz zu sein. Vielmehr drängt sich die Frage auf, ob diese «Überprüfung» überhaupt einen validen Rückschluss auf die tatsächlichen Rechtschreibfähigkeiten der Schülerinnen und Schüler am Ende der Sekundarstufe I zulässt. Der Blick auf die drei Leistungszüge lässt auch hier aufschrecken:

Während in den Leistungszügen E und P davon gesprochen werden kann, dass die meisten Schülerinnen und Schüler die «Grundkompetenzen» in der Orthografie erreichen (mit Verlaub: wenn nicht bei diesem Schwierigkeitsgrad, wann dann?), zeigt sich im Leistungszug A erneut ein alarmierendes Bild: Den erhobenen Daten gemäss erreichen dort fast 40 % die orthografischen Grundkompetenzen nicht.

Orthografie und Lesekompetenz hängen zusammen

Es erstaunt nicht, dass die «Verfehl-Quoten» im Leistungszug A betreffend Lesen (44 %) und Orthografie (38 %) ähnlich gross sind. Schliesslich hat das Beherrschen der Orthografie einen direkten Einfluss auf das Lesetempo und dieses wiederum auf das Leseverständnis (und auch die Freude am Lesen).

Oder wie es Afra Sturm von «Zentrum Lesen» an der FHNW formuliert: «Wer Mühe hat mit dem Entziffern und sich oft verliert, kann sich nicht auf den Sinn des Geschriebenen

konzentrieren. [...] Man kann sich nicht mehr an den Anfang des Satzes erinnern, weil das Lesen zu lange gedauert hat.»³ Und wer bei jedem dritten Wort das Schriftbild (den Signifikanten) nicht mit der damit verbundenen Vorstellung (dem Signifikat) in Einklang zu bringen vermag, kann das erforderliche Lesetempo unmöglich aufbauen.

Der grosse Sprachzerfall

Wessen orthografische Kenntnisse und Lesefähigkeiten am Ende der obligatorischen Schulzeit noch immer unterhalb der ÜGK-Anforderungen liegen, ist von funktionalem Analphabetismus betroffen oder zumindest davon bedroht. Sieht man sich die erschreckenden Prozentzahlen an, müsste eine verantwortungsbewusste Bildungspolitik der Abhilfe dieses Zustandes alles andere unterordnen.

Die Lehr- und Lernforscherin Esther Ziegler, die an der ETH Zürich doktort hat, bringt es im Interview auf den Punkt: «Es ist [...] eine Tatsache, dass das Leistungsniveau in den Schulen in den letzten dreissig Jahren gesunken ist. Damals konnte ein durchschnittliches Kind am Ende der Primarschule⁴ flüssend lesen und schreiben. [...] Ich treffe [...] oft auf Viertklässler, die wie Zweitklässler schreiben. Sie machen die grundlegendsten Fehler. [...] Es wird zu wenig geübt, vieles bleibt an der Oberfläche. Dazu kommt, dass sich die Schule mit der Integration aller zu sehr an den Schwachen orientiert. Die ganz Starken brauchen weniger Wiederholung, da ist es weniger problematisch – aber das breite Mittelfeld geht so vergessen.»⁵

Und weiter sagt sie: «Das Problem ist der Geist, der an den pädagogischen Hochschulen vorherrscht: Man soll [...] weniger vorzeigen und erklären. Auch korrigieren ist ein Stück weit verpönt. Stattdessen sollten die Kinder selbstorganisiert arbeiten, in ihrem Tempo. Das führt dazu, dass sie ihre Aufgaben mit ihren Banknachbarn lösen. Vieles läuft über Abschreiben. Kinder wollen nicht unbedingt lernen, sondern ihre Aufgaben schnell erledigen. Aus der Hirnforschung aber weiss man, dass Lernen systematisch aufgebaut und repetitiv erfolgen muss. Kinder brauchen Anleitung, Üben, Korrektur.»

Amen.

¹ Die Beispiele sind entnommen: Domenico Angelone (Hrsg.), Testentwicklung und Skalierung ÜGK/COFO/VECOF 2023, Sprachen 11. Schuljahr, Technischer Bericht

² Die dazugehörige Grafik auf S. 28 wie auch die nachfolgenden sind entnommen aus: Andrea B. Erzinger, Domenico Angelone, Franziska M. Locher, Oliver Prosperi, Miriam Salvisberg, Martin J. Tomasik (Hrsg.), Nationaler Bericht zu der Überprüfung des Erreichens der Grundkompetenzen (ÜGK) 2023, Sprachen 11. Schuljahr: ein Beitrag zum Schweizer Bildungsmonitoring

³ Raphael Brunner: Wer lesen will, braucht Tempo, Beobachter 7/2020

⁴ Man beachte: am Ende der Primarschule, nicht am Ende der Sekundarschule!

⁵ René Donzé: «Das Leistungsniveau ist gesunken», NZZ am Sonntag, 25.08.2024

Perlenfischen

von Roger von Wartburg

Es braucht weder Frühfranzösisch noch Frühenglisch, sondern Deutsch

Wo: NZZ am Sonntag

Wer: Peer Teuwsen

Wann: 14. September 2025

Der Zürcher Kantonsrat hat vergangene Woche mit klarer Mehrheit entschieden, Französisch nicht mehr schon in der Primarschule unterrichten zu lassen. Gewehr bei Fuss meldete sich anschliessend die nicht für Bildungsfragen zuständige, aber eben französischsprachige Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider zu Wort, weil sie durch die Zürcher Tat den Zusammenhalt des Landes gefährdet sieht. Und sie droht schon einmal damit, die Zürcher Schulen bei andauerndem Ungehorsam per Befehl von oben zum Frühfranzösisch zu zwingen.

Gemach, gemacht, Frau Bundesrätin, muss da der Föderalist einwenden. Natürlich kann man das Frühfranzösisch abschaffen, das Land wird nicht daran zerbrechen. Und die Resultate, welche die Schülerinnen und Schüler nach jahrelangem Bemühen erzielen, sind verheerend. In den weiterführenden Schulen müssen die Französischlehrerinnen in aller Regel wieder bei null anfangen. [...]

Die Volksschule ist ohnehin überfordert mit all den Ansprüchen, welche die Gesellschaft an sie stellt. Sie soll Ausbildungs-, Erziehungs-, Aufbewahrungsstätte und Integrationsmaschine zugleich sein. Da muss jede Gelegen-

heit ergriffen werden, nicht unbedingt Nötiges aus dem Lehrplan zu streichen – um Platz zu schaffen für die basalen Kompetenzen wie Lesen und Schreiben in der Erstsprache sowie Mathematik. [...] Denn es wird nicht besser werden, wenn man so fröhlich vielfältig und unfokussiert nach Lehrplan 21 weitermacht wie bis anhin. [...]

40 Prozent der ständigen Wohnbevölkerung haben einen migrantischen Hintergrund, ihre Muttersprache ist oft nicht eine hiesige Landessprache. Abgesehen von Deutsch stellt Englisch heute im Kanton Zürich die häufigste Erstsprache dar. Die Herausforderungen, die damit auf die Volksschule zukommen, sind immens. Die hervorragende Beherrschung der ersten Landessprache ist nicht nur Grundlage für eine gelingende Integration, sie ist auch die Säule einer Gemeinschaft, die diesen Namen verdient. Erst wer ausdrücken kann, was er sagen will, kann sich tatsächlich an einer Demokratie beteiligen und in einer Bürokratie zurechtfinden. Darauf muss sich die Volksschule fokussieren. Sonst spricht der gewöhnliche Schüler am Schluss weder Deutsch, Französisch noch Englisch richtig. Sondern ein Pidgin-Deutsch, das unter aller Pig ist. [...]

«Die hervorragende Beherrschung der ersten Landessprache ist nicht nur Grundlage für eine gelingende Integration, sie ist auch die Säule einer Gemeinschaft, die diesen Namen verdient.»

Peer Teuwsen



© stock.adobe.com

Die Fremdsprachendidaktik auf Abwegen Ein sich als modern verstehendes Fiasko

Gastbeitrag von Felix Schmutz, pensionierter Lehrer und Didaktiker

In den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts prägten die Fremdsprachendidaktiker und -didaktikerinnen den Reformbegriff «Mehrsprachigkeitsdidaktik». Praktizierende Lehrpersonen wurden in Weiterbildungskursen darauf getrimmt, sich neue Methoden anzueignen, welche sich im Gebrauch der Lehrmittel «Mille feuilles», «Clin d'oeil» und «New World» aufdrängten. Selbstredend war die Ausbildung an den PHs ebenfalls darauf ausgerichtet. Das Ziel bestand darin, die Fremdsprachen im Unterricht effizienter und praxistauglicher zu vermitteln. Damit einher ging auch die Vorverlegung des Fremdsprachenunterrichts in die 3. bzw. 5. Klasse der Primarschule (Zählweise ohne Kindergarten). Die politischen Behörden unter Führung der EDK verbreiteten Aufbruchstimmung und setzten die Empfehlungen der Didaktikerinnen und Didaktiker im Schulbereich willfährig um.¹

Gute 15 bis 20 Jahre später liegen mehrere breit erhobene Testresultate aus der ganzen Schweiz vor, die zeigen, dass die Kenntnisse, insbesondere in Französisch, nicht besser, sondern signifikant schlechter geworden sind. Speziell bei mittleren und schwächeren Schülern und Schülerinnen ist dies nachzuweisen, wobei auch die muttersprachlichen Kenntnisse (Leseverstehen) im PISA-Test und in Quervergleichen der Nordwestschweiz (Checks Schreiben, Orthografie) nach abwärts tendieren. Man müsste annehmen, dass dies bei den Didaktikerinnen und Didaktikern zu einem Umdenken geführt haben sollte, dass sie zumindest dazu übergehen würden, die Grundannahmen, auf denen ihre Theorien und Unterrichtskonzepte beruhen, kritisch zu überprüfen.

Dies scheint jedoch nicht der Fall zu sein. Im Gegenteil: Sie fühlen sich im Elfenbeinturm ihrer Vorstellungen unangefochten wohl und verfolgen die Konzepte beharrlich weiter, ohne dass ihnen der unerbittliche Gegenwind der Realität etwas anhaben könnte. Der Bund ist den Didak-

**Gute 15 bis 20 Jahre später
liegen mehrere breit erhobene
Testresultate aus der ganzen
Schweiz vor, die zeigen, dass die
Kenntnisse, insbesondere in
Französisch, nicht besser, sondern
signifikant schlechter
geworden sind.**

tikerinnen und Didaktikern weiterhin wohl gesonnen, sie erhalten Forschungsbeiträge und lassen Studierende Master- und Doktorarbeiten ausarbeiten, die ihre Theorien erhärten sollen. Hut ab vor solcher Standfestigkeit, leider zum Schaden der Lernenden in den Schulen!

«La didactique intégrée des langues»

Beim genaueren Hinsehen sind einige Anpassungen und Verschiebungen zu bemerken. So wurde zum Beispiel der Begriff «Mehrsprachigkeitsdidaktik» ersetzt durch «Integrierte Sprachendidaktik» (didactique intégrée des langues). Die Namensänderung suggeriert eine Art Verharmlosung: Das Wort «mehr» in Mehrsprachigkeit tönt nach «viele Sprachen kennen lernen» und wirkt abschreckender als das Wort «integriert», das eine Zusammenführung des Vielen zu Einem vorgibt. Natürlich ist das reine Kosmetik. Denn die Theorie ist nach wie vor dieselbe. Sie erscheint sogar noch radikaler.

Da ist die Rede von einer «Entgrenzung des Einzelsprachenunterrichts hin zu einem ganzheitlichen Lernkonzept» (un décloisonnement de l'enseignement des langues et à une conception holistique de leur apprentissage). Beschworen wird «unser mehrsprachiges linguistisches Repertoire, in dessen Schoss die erworbenen oder im Lernen begriffenen Sprachen miteinander interagieren» (répertoire langagier plurilingue au sein duquel les langues apprises ou en cours d'apprentissage interagissent). «Die integrierte Sprachendidaktik zielt darauf ab, eine Sprache mit andern Sprachen zu lernen» (La DIL vise à apprendre une langue avec d'autres langues). «In-dem Sprachen untereinander verknüpft werden, soll das

Sprachenlernen vergenossenschaftet werden» (mutualiser l'apprentissage des langues en faisant des liens entre elles).²

Hirnforschung als Legitimation

Die Idee, Muttersprache und Fremdsprachen in ein gemeinsames Lernprogramm zu überführen, gründet auf der gewagten Überinterpretation neurologischer Beobachtungen. Die Didaktikerinnen und Didaktiker ziehen aus der Tatsache, dass sprachliche Tätigkeiten aller Art immer in bestimmten Hirnregionen stattfinden, den Schluss, dass die «Sprachen nicht voneinander getrennt seien, weil sie sich im selben Netz von Kenntnissen befinden.» (les langues ne sont pas séparées une des autres, mais se trouvent au sein d'un même réseau de connaissances).³ Aber stimmt das auch?

Erstens sind die sprachlichen Vorgänge höchst komplex, durchlaufen verschiedene Stadien auditiv-akustischer Prozesse, semantischer und syntakti-

scher Segmentierung und Aufschlüsselung, kulturell-konventioneller Assoziationen und interagieren dabei immer auch mit nichtsprachlichen neuronalen Tätigkeiten. Schon nur das hohe Tempo von Millisekunden, in denen neuronale Abläufe sprachliche Interaktion steuern und Abgleichungen mit erworbenen Strukturen treffen müssen, lässt darauf schliessen, dass sich das Gehirn dabei auf ein bestimmtes sprachliches System fokussieren muss.⁴

Zweitens haftet der Annahme, Sprachen müssten im Gehirn untereinander interagieren, die ausgeprägt mystische Vorstellung an, Sprachen seien quasi lebende Organismen, die in den Hirnarealen ein Eigenleben führten und miteinander freundschaftlich verkehrten. Als Lernende könnten wir uns unter sie mischen und sie durch unser Zutun zu einer einzigen Gesamtgruppe zusammenschweissen. Die oben genannten euphorischen Zitate zum Interagieren der Sprachen überspannen jedenfalls eindeutig den Bogen der Rationalität. Sie sind nichts als schwärmerische Spekulation mit einem fast sektiererischen Einschlag.

Zum Beweis werden zweisprachig aufwachsende Migrationsjugendliche angeführt, bei denen häufiges Code-Switching zu beobachten ist: «Tina chiamò e chiese: Chunnsh au an d'Party?» Allerdings werden hier nicht Sprachen vermischt, beide Äusserungen entsprechen den systembedingten Regeln von Italienisch und Deutsch. Vielmehr wird der Einsatz der jeweiligen Sprache von inhaltlichen Assoziationen bestimmt. Wo der Inhalt näher mit Italienisch assoziiert ist, spricht das Mädchen Italienisch, im andern Fall kommt automatisch Deutsch. Betonung auf automatisch: Die Inhalte und die Gesprächssituation mit der gleichaltrigen Migrantin triggern den jeweiligen Sprachcode wie von selbst.

Zweisprachig Aufwachsende: die Realität

Dass das Gehirn Sprachen als getrenn-

te Systeme behandelt, belegen Untersuchungen zu zweisprachig aufwachsenden Kindern zuhauf. Jie Löttscher zitiert zum Beispiel in ihrer Dissertation von 2020 mehrere Forschende, die zum Schluss kommen, «dass die morphosyntaktischen Strukturen der

Die Fremdsprachendidaktik an den PHs befindet sich in einer tiefen Krise. Bereits eine ganze Schülergeneration wurde mit ihren Vorgaben vom effizienten Lernen der schulischen Fremdsprachen abgehalten.

beiden Sprachen von bilingualen Kindern sich von Anfang an **getrennt voneinander entwickeln** und bleiben würden, ausserdem seien **die beiden Sprachsysteme** zum Gross- teil in sich abgeschlossen und **würden nicht interagieren**.» (Hervorhebungen F. Schmutz)⁵

Sprachen weisen strukturelle Ähnlichkeiten auf, Wortschatz übernehmen sie voneinander, sie existieren in verschiedenen Varianten, sie befruchten sich gegenseitig. Allerdings gibt es auch Verwechslungen und Fehlleistungen bei der Sprachverwendung, das ist natürlich nicht zu bestreiten. Aber Lehrpersonen haben immer schon auf Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten hingewiesen. Das ist keine Errungenschaft der gegenwärtigen Didaktik. Auch Lernstrategien werden seit je vermittelt, sie gehören schon lange zu den Selbstverständlichkeiten des professionellen Unterrichts: Wie lernt ihr Wörter? Wie bereitet ihr euch auf das Gespräch vor? Wie merkt ihr euch die Regel? Wo könnt ihr nachsehen? etc.

Kein Ende der Krise in Sicht

Es ist leider eine Tatsache: Die momentane Fremdsprachendidaktik an den PHs befindet sich in einer tiefen Krise. Bereits eine ganze Schülergeneration wurde mit ihren Vorgaben vom effizienten Lernen der schulischen Fremdsprachen abgehalten und mit

abstrusen Theorien vergrault. Millionen wurden in ungeeignetes Kursmaterial und nutzlose Kurse investiert. Bei den Lehrpersonen an den Schulen ist der Frust unübersehbar. Eine Umkehr wäre dringend nötig.

Stattdessen verlegen die Didaktikerinnen und Didaktiker ihre Forschung nun auf die Sekundarstufe II. Lapaque und Freytag-Lauer legen in ihrem Artikel dar, wie sie sprachliche Integration und Lernstrategien auf der Gymnasialstufe in einem breiten Versuch ausprobieren und positive Effekte nachweisen wollen. Dabei wird mit keinem Satz erwähnt, dass die Resultate keinerlei Gültigkeit für die Primarstufe und die Sekundarstufe I beanspruchen können, wo die Methode bisher nicht erfolgreich war. Vielmehr wird der Eindruck erweckt, mit der Studie könne die didaktische Theorie für alle Stufen generalisiert und legitimiert werden.

¹ Zum Beispiel: Victor Saudan: Ursache Zukunft: Die Neukonzeption des Fremdsprachenunterrichts und ihre Auswirkungen auf die Lehrerinnen- und Lehrerbildung, BEITRÄGE ZUR LEHRERBILDUNG, 25 (2), 2007.

Oder: Ad Backus, Durk Gorter, Karlfried Knapp, Rosita Schjerve-Rindler (†), Jos Swaenbergen, Jan D. ten Thije and Eva Vetter: Inclusive Multilingualism: Concept, Modes and Implications, De Gruyter Mouton 2013 EuJal 1, S. 179-215.

^{2,3} Lapaque, P., Freytag-Lauer, A. (2023): Renforcer l'apprentissage du français langue étrangère grâce à la didactique intégrée des langues : une nouvelle recherche empirique en Suisse. LHUMAINE (2).

⁴ Martin Meyer: Sprache und Kommunikation, in: Lutz Jäncke: Lehrbuch Kognitive Neurowissenschaften, Bern 2024.

⁵ Jie Löttscher (2020): Bilingualer Erstspracherwerb und Sprachkompetenz der Kinder in Schweizer-chinesischen Familien - Untersuchung in einem dialektalen Umfeld der Deutschschweiz, Inauguraldissertation an der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern

Spitalzusatzversicherung: freie Wahl und Komfort nach Mass

Eine Spitalzusatzversicherung ermöglicht
mehr Selbstbestimmung

Wer länger im Spital bleiben muss, kann mit einer Zusatzversicherung zum Beispiel den Aufenthalt in einem Einzelzimmer wählen.



Wer mehrere Wochen im Spital verbringen muss, bevorzugt womöglich mehr Privatsphäre.

In der Schweiz ist rund ein Viertel der Erwachsenen im Fall eines Spitaleintritts halbprivat oder privat versichert. Eine entsprechende Zusatzversicherung ist freiwillig und ergänzt die Grundversicherung bei Spitalaufenthalten mit Übernachtung.

Wo Unterschied spürbar wird

Die obligatorische Grundversicherung sichert die medizinische Grundversorgung. Diese ist in der Schweiz – keine Frage – sehr gut. Grundversorgung bedeutet, dass man bei einem Spitalaufenthalt ohne freie Arztwahl auf der allgemeinen Bettenstation eines Spitals des Wohnkantons liegt. Bei einem kurzen Spitalaufenthalt, zum Beispiel, wenn ein Blinddarm entfernt werden muss, sind die meisten damit zufrieden.

Wer jedoch mehrere Wochen im Spital verbringen muss, bevorzugt womöglich den Komfort und die Privatsphäre eines Zweier- oder gar eines Einzelzimmers. Bei grösseren Operationen möchten zudem viele Patientinnen und Patienten selbst die Klinik und die verantwortlichen Ärztinnen und Ärzte wählen.

Optimale Wahl und Flexibilität

Ist eine Spitalzusatzversicherung also eine sinnvolle Ergänzung oder Luxus? Das lässt sich nur individuell entscheiden. Sicher ist: Wem selbstbestimmt die bestmögliche Betreuung und Therapie wichtig ist, entscheidet sich für eine Zusatzversicherung.

Mit der Spitalzusatzversicherung Flex ermöglicht Visana mehr Selbstbestimmung in Bezug auf Leistungen, Privatsphäre und Komfort. Versicherte können zwischen allgemein, halbprivat und privat situativ wählen. Mit Flex-Modellen kann man sich noch kurz vor dem Spitaleintritt für eine Behandlung in der allgemeinen, halbprivaten oder privaten Abteilung entscheiden. Zudem: Bei allen Spitalzusatzversicherungen von Visana ist die Reiseversicherung Vacanza kostenlos inbegriffen.

RABATT FÜR LCH-MITGLIEDER

- 15 Prozent Rabatt auf die Spitalzusatzversicherung
- Zusätzlich 20 Prozent Gesundheitsrabatt im ersten Versicherungsjahr auf Spitalzusatzversicherung (wird ersetzt durch 20 Prozent Schadenfreiheitsrabatt, sofern keine Leistungen bezogen wurden)
- Mindestens 74 Prozent Kinderrabatt auf die Grundversicherung
- Coop-Gutschein im Wert von 30 Franken für eine Offerte oder einen Beratungstermin
- Extrapunkte bei «myPoints»: Maximalbonus von 150 Franken statt 120 Franken

Visana verlost zudem Ferien in der Schweiz im Wert von 3000 Franken, einen Heimkino-Beamer und eine von drei Play Stations. Mehr Informationen: **visana.ch/kollektiv/LCH**, **visana.ch/spital** und telefonisch unter **0848 848 899**.

Partnerschaft Schule – Wirtschaft Berufslehre im Fokus



■ Berufsbildungs-Dossiers für den Unterricht

Nach der obligatorischen Schulzeit können Jugendliche in der Schweiz aus über 250 verschiedenen Berufslehren wählen. Daneben stehen auch weiterführende Schulen oder Brückenangebote offen. Diese Vielfalt schafft Chancen, kann aber auch überfordern. Der Übergang in die nächste Etappe erfordert Orientierung – für Lehrpersonen bedeutet das, zu begleiten, zu strukturieren und den Fokus zu setzen.

Genau hier setzt das HDW Kompetenzzentrum Berufsbildung an: Für die Berufsschau 2025 (26.–30. November 2025) wurden Dossiers zur beruflichen Orientierung mit Fokus auf die Berufslehre entwickelt, die Schülerinnen und Schüler vor, während und nach dem Besuch der Berufsschau unterstützen.

Die Dossiers lassen sich auch unabhängig von der Berufsschau einsetzen. Sie ermöglichen eine Auseinandersetzung mit der Berufslehre und der Berufsmaturität, greifen Vorurteile auf und zeigen Bildungswege mit der Berufslehre als Ausgangspunkt. So helfen sie, in der Vielzahl an Optionen Orientierung zu finden.



© HdW

Die Dossiers sind so gestaltet, dass Lehrpersonen sie mit wenig Vorbereitungsanfang einsetzen können. Vor dem Besuch helfen Reflexions-Checks und berufsfeldspezifische Fragen, eigene Interessen und Stärken zu erkennen. Das Berufswelten-Dossier hilft, passende Lehrberufe und Aussteller auszuwählen – eine Basis für klare Anliegen und zielführende Gespräche.

Vor Ort folgen die Jugendlichen einem zuvor ausgefüllten Plan: Stände besuchen, Fragen stellen, Erkenntnisse festhalten. Nach dem Anlass unterstützt ein eigens dafür geschaffenes Nachbereitedossier dabei, Ergebnisse zu sichern und nächste Schritte festzulegen. Ziel ist es, den Besuch aktiv zu gestalten – gut vorbereitet zu sein, vor Ort gezielt Gespräche zu führen, Berufe auszuprobieren, Eindrücke zu reflektieren und daraus die nächsten Schritte abzuleiten.

Die Materialien sind praxisnah: klare Sprache, übersichtliche Seiten, sofort einsetzbare Aufträge. Sie lassen sich flexibel kombinieren – je nach Klasse, Tempo und Ziel. Im Vordergrund steht das Öffnen von Perspektiven: Jugendli-

che prüfen Optionen, vergleichen Wege und planen in der passenden Tiefe. Für leistungsstarke Lernende gibt es zusätzliche Bausteine zur Berufsmaturität. Ergänzend bieten kompakte Basics zur Berufsbildung eine Einordnung von EFZ und EBA und gehen auf gängige Vorurteile ein.

Modular und flexibel aufgebaut: Die Dossiers können auch unabhängig von der Berufsschau eingesetzt werden und eignen sich damit ideal, um Themen wie Berufsorientierung, Reflexion von Interessen oder die Auseinandersetzung mit verschiedenen Berufsfeldern gezielt im Unterricht zu vertiefen. Auf der Website der Berufsschau im Bereich «Lehrpersonen» (→<https://www.berufsschau.ch/#Lehrpersonen>) findet sich

nebst den Dossiers auch eine Übersicht, die bei der Auswahl unterstützt. Unter dem Punkt «2. Vorbereitung» können die Materialien direkt heruntergeladen werden.

Ein spezielles Angebot richtet sich an Schülerinnen und Schüler der 6. und 7. Klassen: die Junior Job Safari. Hier erkunden Jugendliche verschiedene Berufsfelder spielerisch, sammeln Sticker in einem Sammelpass und erhalten bei vollem Pass eine kleine Überraschung. Mehr Informationen: →<https://www.berufsschau.ch/event/safari>

Übrigens: Das HDW Kompetenzzentrum Berufsbildung organisiert nicht nur die Berufsschau, sondern auch das [Forum Berufslehre+](#). Am 4. November 2025 trifft sich die Berufsbildungs-Community in der Deutschschweiz. Lehrpersonen erwarten praxisnahe Impulse, aktuelle Einblicke und Best-Practice-Beispiele rund um die berufliche Grundbildung – unter anderem zur mentalen Gesundheit von Jugendlichen. Ergänzt wird das Programm durch inspirierende Fachinputs und die Möglichkeit zum Austausch mit Kolleginnen, Kollegen sowie Expertinnen und Experten.

Lehrpersonen sichern sich mit dem Rabattcode «Berufsbildung2025» ihr Ticket zum halben Preis.

Elea Werdenberg



Dossiers für
Lehrpersonen



Junior
Job Safari



Forum
Berufslehre+

LVB-Forum

lvb inform 2024/25-02 und 2024/25-03

Herzlichen Dank für die fachkundigen Beiträge – selten so klug und gleichzeitig erfrischend unterhalten worden. Endlich eine Zeitschrift, bei der ich nicht nur die Überschriften lese. Hervorheben möchte ich besonders Roger von Wartburgs Rubrik «Der letzte Schrei». Ich hätte nicht gedacht, dass die wunderbaren «Richtlinien für schulische Weihnachtsanlässe» aus Heft 02 (Dezember 2024) noch getoppt werden könnten. Aber die «Buchempfehlungen 2025» aus Heft 03 waren mindestens ebenbürtig. An dieser Stelle noch mein persönlicher Tipp: Franz Kafka: Der Prozessor. Eine digitale Groteske. Verlag ChatGPT. In diesem Sinne: Keep up the good work!

Benjamin Dinkel, Arlesheim

lvb inform 2024/25-04

Schnörkellos Klartext reden, auf den Kern der Sache gerichtet und dabei «sagen, was ist», wie es der Publizist Rudolf Augstein für seinen «Spiegel» und eine offene Gesellschaft generell verlangt hat – das macht ihr. Gradlinig und konsequent, von den Kindern und den Jugendlichen und ihrem Lernen her denkend, an der pädagogischen Aufgabe der Lehrerinnen und Lehrer orientiert, auf einen bildungswirksamen Unterricht fokussiert. Das dachte ich mir bei der Lektüre des neuen «lvb inform 2024/25-04». Dafür und für euer bildungspolitisches Engagement danke ich dem Lehrerinnen- und Lehrerverein Baselland.

Carl Bossard, Stans

Philipp Loretz: Editorial – Völlig losgelöst, lvb inform 2024/25-04

Absolut fundiert, schlagkräftig, real, unbestreitbar, belegt und lesenswert! Die zuständigen «Schalthebelschreibtischtäter» müssen sich schnellstmöglich «entsorgen», aber wo schon so viel Geld und Zeit (falsch) investiert worden ist, muss der Schein (auch pekuniär) krampfhaft gewahrt werden, sonst käme ja zurecht der Vorwurf, man hätte schon viel früher das Niveau-nach-unten-Trauerspiel beenden müssen!

Roland Kammer, Schaffhausen

Weltverloren: Das Vorstandsmitglied des VSLCH, das sich explizit für das schwedische Absturz-Modell ausspricht, hört auf den Namen Jörg Berger. Die Werbung hat recht: Der Konsum jenes österreichischen, mit Koffein durchsetzten Süssgetränks verleiht tatsächlich Flügel. Berger zeigt seine ganz verzückt auf LinkedIn. Insofern wäre auch «abgehoben» passend. Unweigerlich stellt sich die Frage, welche weiteren Substanzen sich wohl in diesem Gebräu verbergen.

Realitätsfern: Die Forschungsreise nach Schweden auf der Suche nach «nachhaltiger Schulentwicklung» unternahm Irene Lampart. Wer sucht, der findet ..., aber was eigentlich? Ohnehin ist es zuhause doch am schönsten – allemal schöner als in Schweden.

Abgehoben: Gegen den Willen von rund 95 % der befragten Lehrkräfte das Schulsystem mit unterschiedlichen Niveaus und Noten abschaffen, will neben Erzengel Berger auch Thomas Minder, seines Zeichens Präsident des Verbands Schulleiterinnen und Schulleiter Schweiz (VSLCH). Das von Minder und Berger propagierte Schulmodell entspricht der ehemaligen Basler Orientierungsschule (OS). Diese musste 2015 ihre Tore schliessen. Die Gründe: Trotz hoher Ausgaben pro Schüler schnitt Basel im schweizweiten Vergleich schlecht ab. Die Berufsbildungsquote war äusserst niedrig, die Maturitätsquote dagegen sehr hoch, was zu vielen Studienabbrüchen führte. Städtische Betriebe stellten vermehrt Lehrlinge aus anderen Kantonen ein, da die Basler Absolventen als weniger leistungsfähig galten. Kritisiert wurden auch die hohe Belastung der Lehrkräfte und ein genereller Leistungsabfall. Ergo überlebte die OS die «Gesichtsbewahrungsfirst» von rund zehn Jahren nicht.

Tatsachenwidrig: Maja Wiprächtiger, Leiterin der «Professur Deutschdidaktik» der FHNW, unterrichtete laut der Homepage dieser Institution während vier Jahren. Claudia Crotti, Leiterin «Institut Primarstufe», verfügt über zwei Jahre Unterrichtserfahrung auf verschiedenen Stufen der Primarschule im Kanton Bern. Die Leiterin der Abteilung «Professur für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften», Regula Argast Kury, unterrichtete fünf Jahre Deutsch und Geschichte am Gymnasium Liestal. Marvin Rees sowie Robin Schmidt vom gleichen Ressort verfügen gemäss Website über keine Unterrichtserfahrung auf der Sekundarstufe I bzw. II. Das Gleiche gilt für Jan Hodel. Der Experte für prähistorische Friedhöfe, Steffen Knöpke von der «Professur Didaktik des Sachunterrichts», unterrichtete während 11 Monaten an der Primarschule Gotthelf in Basel.

Beim Studium der Vitae diverser Angestellter der FHNW stösst man auf ehemalige Nachtwächter, Krankenschwestern, Gitarrenspieler, Tänzerinnen, Künstler usw. Die zahllosen Wechsel zwischen unterschiedlichsten Aufgabenbereichen vermitteln den Eindruck, dass es manchen Beschäftigten dieser Fachhochschule über längere Zeit an einer klaren beruflichen Orientierung fehlte. Versuchs- halber stieg man dann in den Lehrberuf ein, wo es einem aber wegen der Arbeitsbelastung und des Drucks nicht behagte, um dann später an der FHNW Lehrkräfte auszubilden. Andere Angestellte weisen im Bereich Forschung seitenlange Publikations-Listen aus, wodurch sich die Frage aufdrängt, wann diese Leute eigentlich angehende Lehrpersonen ausbilden und ob sie dies überhaupt interessiert. Wie dem auch sei, es werden nur im Lehrberuf Nachwuchskräfte von Personen mit kaum oder ohne prak-



Gelassen mit der Zurich Hausratversicherung

Mit der Hausratversicherung von Zurich können Sie sich entspannen. Wir übernehmen die Kosten, wenn Ihr Eigentum durch Naturgefahren, Feuer, Wasser oder einen Einbruch Schaden nimmt.



Prämie berechnen: Ihr Zugangscode YanZmy2f

LCH-Mitglieder profitieren von attraktiven Sonderkonditionen. Bitte erwähnen Sie Ihre Mitgliedschaft.



tische Berufserfahrung ausgebildet. In anderen Berufsfeldern wäre dies undenkbar.

Hilflos 1: Die Bedeutung des Sprach austauschs und des Lernens mit lebendigen Menschen für den Französischunterricht unterstrich Remo Ankli, Regierungsrat und Bildungsdirektor des Kantons Solothurn. Noch anspruchsvoller für Deutschschweizer Kinder ist der Austausch auf Französisch mit nichtlebendigen Menschen.

Hilflos 2: TikTok als Unterrichtstool wurde von Christophe Darbellay empfohlen, Präsident der EDK und somit «Papst» der Schweizer Schulbildung. Laut Untersuchungen bestehen bei TikTok u.a. folgende Gefahren für Jugendliche: Gefährdende Inhalte wie z.B. rechtsextremes Gedankengut und Indoktrination, unzureichender Jugendschutz, Suchtgefahr, schädliche Challenges, Verschlechterung der psychischen Gesundheit usw.

Entrückt: Zum «Forscherteam», das im Bereich Frühfremdsprachenunterricht keinen Handlungsbedarf zu erkennen vermag, gehören Mirjam Egli Cuenat, Sylvia Nadig, Kristel Ross, Marta Oliveira und Vincenzo Todisco. Ebenfalls zufrieden mit sich und den schlechten Ergebnissen von insgesamt fünf Studien zum Frühfranzösischunterricht ist Christine Le Pape Racine, eine zentrale Figur bei der Entwicklung und Umsetzung des Passepartout-Projekts, das die Einführung von Frühfranzösisch in mehreren deutschsprachigen Schweizer Kantonen zum Ziel hatte. Ohne Worte!

«Was manche Leute sich selber vormachen, das macht ihnen so schnell keiner nach.» (Gerhard Uhlenbruck)

Felix Hoffmann, Himmelried

Roger von Wartburg: Der letzte Schrei – Ein Test ist ein Test, lvb inform 2024/25-04

Herzliche Gratulation, einfach ein grossartiger Text!

Mirjam Chevrolet, Laufen

Mit diesem wunderbaren Tisch hast du mir eine grosse Dessert gemacht. Ich war wirklich dick davon, eine grandiose Umsetzung des Vaters von Bichsel. Spass beiseite: Ein absoluter Hammertext, der die blankpolierte Fachsprache der Pädagogik aufs Korn nimmt.

Urs Kalberer, Malans

Sensationell, bitte an alle Medien weiterleiten!

Martin Schmid, via www.condorcet.ch

Grandios! Und in der aktuellen Bildungswelt zum Nachsinnieren empfohlen.

Niklaus Gerber, via www.condorcet.ch

Dem Lehrpersonenmangel auf der Spur

Interview mit einer vorzeitig pensionierten Lehrerin

von Roger von Wartburg

Sie haben viele Jahre als Kindergarten- und Musiklehrerin unterrichtet, sich dann aber vorzeitig pensionieren lassen. Was war ausschlaggebend für diesen Schritt?

Eine Klasse im Kindergarten durch den Morgen zu führen, wird immer anspruchsvoller und energieraubender. Da sind die jüngsten Kinder, welche oft mit dem Kindergartenbetrieb überfordert sind. Es gibt überproportional viele Kinder, welche Förderunterricht benötigen. Die Integration stösst an ihre Grenzen. Verhaltensauffällige Kinder «bestimmen» vermehrt den Unterricht. Ich war mehr Managerin als Pädagogin; dies missfiel mir sehr!

Welche konkreten Erlebnisse und Eindrücke aus dem Schulbetrieb haben Sie dazu gebracht, nicht bis zum regulären Pensionsalter im Schuldienst zu bleiben?

Zu viele Lehrpersonen sind im Kindergarten an einer Klasse engagiert; notabene in Räumlichkeiten, die nicht dafür gemacht sind. Das bringt zu viel Unruhe in die Kindergruppe. Elterngespräche, Sitzungen und Schreibarbeiten nahmen überhand. All das (siehe auch die Punkte in der ersten Antwort) führte zum Entscheid, mich vorzeitig pensionieren zu lassen.

Hätten die Verantwortlichen an Ihrer Schule mehr tun können, um Sie zu halten? Falls ja, was wäre aus Ihrer Sicht hilfreich gewesen.

Nein, das war meine Entscheidung. Trotzdem: Mehr Präsenz vor Ort, mehr Aufmerksamkeit für unsere Anliegen wäre wünschenswert gewesen.

Mit Ihrer grossen Erfahrung können Sie eine lange Zeitspanne überblicken, in denen sich die Schule gewandelt hat. Welche Veränderungen stufen Sie als einschneidend ein? Wie beurteilen Sie speziell die Situation im Kindergarten von heute im Vergleich zur Zeit Ihres Berufseinstiegs?

Veränderungen wie ...

- Kindertarteneintritt mit 4 Jahren; die Kinder sind oft überfordert
- Blockzeiten und Tagesstrukturen
- Zunahme von fremdsprachigen Kindern mit null Deutschkenntnissen
- Förderlektionen; meistens unterrichtet im Hauptraum des Kindergartens
- Smartwatches als Überwachungsinstrument

«Ich war mehr Managerin als Pädagogin.»

- Integration im übertriebenen Mass
- Verschulung des Kindergartens

Der Kindergartenalltag ist für die Kinder anspruchsvoller und anstrengender geworden. Genau deshalb schuf ich jeden Tag genügend Freiräume zum Spielen und Verweilen, so wie ich das in meiner Ausbildung gelernt hatte. Durch das Spielen und «Begreifen» lernt man!

Sie haben Ihre Ausbildung damals am Lehrerseminar absolviert. Heute erfolgt die Ausbildung via Studium an einer Pädagogischen Hochschule. Können Sie abschätzen, inwiefern sich diese Wege voneinander unterscheiden?

Am Lehrerseminar war die Ausbildung vollständig auf die Kindergartenstufe ausgerichtet. Mit der Basisausbildung (Zyklus 1) an der PH hat sich dies systembedingt geändert. Zentral finde ich, dass die Studierenden von Dozenten und Dozentinnen unterrichtet werden, die Praxiserfahrungen ausweisen können.

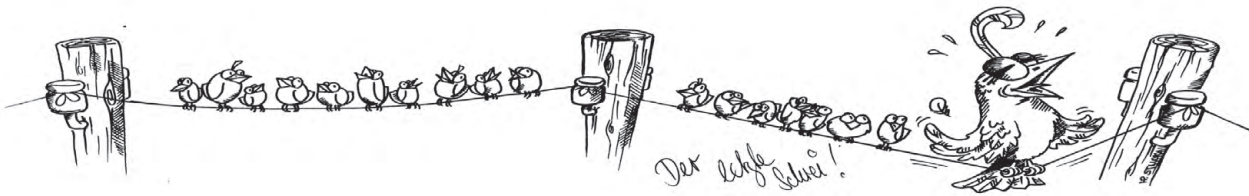
Würde Sie die heutige Ausbildung zur Kindergartenlehrerin ansprechen, wenn Sie noch einmal jung wären und sich für einen Beruf entscheiden müssten?

Nein! Die Ausbildung wäre mir zu kopflastig. Musische Fächer kommen zu kurz und haben nicht mehr den gleichen Stellenwert! Den Beruf als solches würde ich aber wieder wählen.

Der Lehrpersonenmangel ist in aller Munde. Lehrerinnen und Lehrer werden dringend gebraucht und gesucht. Was müsste sich aus Ihrer Sicht verändern, damit mehr Lehrpersonen den Beruf ergreifen und ihm auch dauerhaft treu bleiben?

Es sollten nur geeignete Personen in die definitive Ausbildung aufgenommen werden. Die Lehrperson sollte wieder mehr Anerkennung und Respekt erfahren. Den Lehrpersonen den «Rücken freihalten» – zugunsten ihrer Hauptaufgabe!

Der Name der Aussteigerin ist der Redaktion bekannt.



Der letzte Schrei AI Free Survival

von Roger von Wartburg

Seit 2013 produziert der Discovery Channel die Reality-Show «Naked Survival», bei der ein aus einer Frau und einem Mann bestehendes Team danach trachtet, 21 Tage lang nackt in der Wildnis zu überleben. Die Teilnehmenden, die sich nie zuvor gesehen haben, werden irgendwo auf der Welt an einem verlassenen Ort ausgesetzt – etwa im Dschungel Costa Ricas, auf Borneo oder in der Serengeti. Sie müssen Trinkwasser und Nahrung besorgen, einen Unterschlupf für sich bauen und Feuer machen. Am letzten Tag gilt es, von den Strapazen entkräftet mehrere Kilometer bis zu einem Abholpunkt zu marschieren.

Die beiden Kompetitoren bekommen eine Umhängetasche mit einer groben Karte und einem persönlichen hilfreichen Gegenstand, beispielsweise einem Feuerstarter, einem Pfeilbogen oder einer Machete. Ausserdem haben sie ein drahtloses Mikrofon als Halskette und eigene Kameras; dadurch können sie vom Produktionsteam und den Sanitätern beobachtet werden oder von sich aus bei Bedarf um Hilfe rufen. Muss Hilfe in Anspruch genommen werden, ist für die Person das Abenteuer jedoch zu Ende.

Manchmal brechen die Überlebenskünstler/-innen oder die Produzenten das Experiment vorzeitig ab. Dies geschieht vor allem aus medizinischen Gründen wie Erschöpfung oder akuten Erkrankungen, seltener aus persönlichen Gründen. Vereinzelt zwingt auch das Wetter zum Abbruch.

Seit 2015 gibt es den Ableger «Naked Survival XL» mit sechs Männern, sechs Frauen und einer Dauer von 40 Tagen.

Später ergänzte das 60 Tage dauernde Format «Naked Survival XXL» das Angebot. Mit «Naked Survival – Last One Standing» kam 2023 eine weitere Variante dazu. Dabei treten zwölf der besten Teilnehmenden der vergangenen Jahre nochmals an, schlagen sich 45 Tage lang durch die Wildnis – teilweise zu zweit, teilweise in grösseren Gruppen und zum Abschluss auf sich alleine gestellt – und kämpfen um ein Preisgeld von 100'000 Dollar.

Gerüchten zufolge laufen derzeit Planungen für ein neues Format namens «AI Free Survival». Teilnehmen dürfen nur Personen der Generationen Z (geboren zwischen 1996 und 2010) und Alpha (geboren 2011 oder später). Discovery Channel rechne mit einem weit geringeren Produktionsbudget, da die Kandidatinnen und Kandidaten nicht mehr in die Wildnis gebracht werden müssen, sondern in ihrem natürlichen Habitat – ob dörflich oder urban – bleiben können. Auch das Nacktsein – ohnehin ein kontrovers diskutierter Aspekt des Originals – erübrige sich, sodass der Begriff «Naked» aus dem Namen der Sendung gestrichen werde. Die Herausforderung bestehe darin, dass die Teilnehmenden ihren Alltag für 21 Tage ohne Hilfe durch Künstliche Intelligenz bewältigen müssen.

Zu den zu meisternden Challenges sollen gehören:

- Eine E-Mail ohne KI-Assistenten zu schreiben.
- Die nächstgelegene Ortschaft ohne Navigationssystem zu finden.
- Auf Netflix einen Film oder eine Serie ohne KI-getriebene Vorschläge auszuwählen.
- Eine Joggingrunde ohne persönli-

chen Fitness-Tracker zu absolvieren.

- Die gewünschte Musik im Haus ohne Sprachassistenten abzuspielen.
- Den Thermostat der Heizung ohne Heimautomatisierungssystem einzustellen.

Erste Testläufe sollen darauf schliessen lassen, dass das neue Format dem Publikum sogar noch mehr Dramatik liefern wird als das bestehende. So habe eine Probandin beim Versuch, ohne KI-Empfehlungen einen Film auszusuchen, einen Nervenzusammenbruch erlitten. «Ich kann das doch nicht entscheiden!», habe sie verzweifelt in die Kamera geschluchzt, bevor sie zu Boden stürzte. Ein Proband habe als Folge eines viel zu heiss eingestellten Thermostats völlig dehydriert und halluzinierend aus seiner Wohnung gerettet werden müssen. Eine weitere Probandin habe den Versuch aufgrund massiver Schlafstörungen abbrechen müssen, da sie nächtelang erfolglos versucht hatte, zu rekonstruieren, wie viele Schritte sie pro Tag zurückgelegt hatte.

Als Pädagoginnen und Pädagogen können Sie übrigens ohne grossen Aufwand eine Vorauswahl treffen, welche Ihrer Schülerinnen und Schüler sich als Kandidatinnen und Kandidaten für «AI Free Survival» eignen könnten: Wer anlässlich der Schulreise auf der analogen Bahnhofsuhr die Uhrzeit nicht zu entschlüsseln vermag, dürfte gute Chancen haben.

Retouren an:
Lehrerinnen- und Lehrerverein
Baselland LVB
Am Kägenrain 3

AZB
CH-4153 Reinach
PP / Journal

DIE POST 

Kontakte

Lehrerinnen- und Lehrerverein
Baselland LVB
Am Kägenrain 3
4153 Reinach
061 763 00 02

Kantonalsektion des LCH
Dachverband Lehrerinnen
und Lehrer Schweiz

Website www.lvb.ch
info@lvb.ch

Präsidium, Medien,
Publikationen und Pädagogik
Philipp Loretz
Bürenweg 6
4206 Seewen
Tel 077 417 57 54
philipp.loretz@lvb.ch

Vizepräsidium,
Geschäftsführung & Mitgliederverwaltung
Benjamin Hänni
Herrenweg 62
4147 Aesch
Tel 077 422 25 61
benjamin.haenni@lvb.ch

Redaktion, Dokumentation,
Stellungnahmen & Anlässe
Roger von Wartburg
Rebgutstrasse 12
4614 Hägendorf
Tel 079 261 84 63
roger.vonwartburg@lvb.ch

Beratung, Mediation & Rechtshilfe
Isabella Oser
Brombergstrasse 42
4244 Röschenz
Tel 079 606 96 37
isabella.oser@lvb.ch

Sozialpartnerschaft & Personalfragen
Martin Loppacher
Spalentorweg 4
4051 Basel
Tel 061 693 00 73
martin.loppacher@lvb.ch